

CONRAD
VOLLMER



Bunte Gefiedel
AN BACH UND SEE



CONRAD VOLLMER
BUNTES GEFIEDER AN BACH UND SEE

JUGENDBUCHREIHE „ERLEBTE WELT“ BAND 12

CONRAD VOLLMER

*Buntes Gefieder
an Bach und See*

Mit 16 Tafeln

von Jürgen Ritter

JUGENDBUCHVERLAG ERNST WUNDERLICH

Lizenz-Nummer 359—425/16/52
1.—20. Tausend . Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1952 by Jugendbuchverlag Ernst Wunderlich in Leipzig
Satz und Druck in Borgis Weiß-Antiqua bei Bohn & Sohn,
Graphischer Betrieb, in Leipzig III-18-177

I N H A L T

<i>Ein Singvogel unter Wasser</i>	
Die Wasseramsel	7
<i>„Tsi-it!“ — der bunte Fischer</i>	
Der Eisvogel	15
<i>Wipp-Wipp!</i>	
Die Bergstelze	22
<i>Seevögel im Binnenlande</i>	
Möwen und Seeschwalben	27
<i>Ein schwimmendes Verkehrszeichen</i>	
Das Bleßhuhn	34
<i>Zahme Wildenten</i>	
Die Stockente	39
<i>Tauch- und Schwimmenten</i>	
Die Tafelente	46
<i>Der Vogel Harlekin</i>	
Der Haubentaucher	50
<i>Von Moorochsen und Rohrbrüllern</i>	
Die Rohrdommel	58
<i>Schwankende Kinderwiegen im Rohrwalde</i>	
Der Rohrsänger	65
<i>Raubvögel mit einem Gabelschwanz</i>	
Der Schwarzmilan	71
<i>Der braune Tod im Rohr</i>	
Die Rohrweihe	77
<i>Trippelnde Füßchen auf Kies und Schlamm</i>	
Der Flußregenpfeifer	84
<i>Der Gaukler mit der Federhaube</i>	
Der Kiebitz	90
<i>Ein wunderlicher Musikante</i>	
Die Bekassine	95
<i>Gefiederte Prahlhänse</i>	
Der Kampfläufer	101
Wir lernten kennen	107
Tafelfolge	111

DIE WASSERAMSEL

Wer mit offenen Augen durch die Natur geht, wird nie ohne Bereicherung heimkehren. Es gibt stets viel Neues zu sehen, und wenn wir erst einiges kennen und wissen, dann ordnet sich das Neue dem Bekannten ein. Die Landschaft wird für uns lebendig; sie spricht zu uns, sie hat uns etwas zu sagen, und sie wird schön für uns.

Und wie belebt Wasser die Landschaft! Das liegt nicht nur am Murmeln und Rauschen des Bächleins, am Brausen des Wasserfalls, am Spiel des Sonnenlichts über den glitzernden Wellen eines Teiches! Für jeden Naturfreund sind damit untrennbar verbunden die lebenden Bewohner dieser Landschaften — die Pflanzen und Tiere, die hier ihre Heimat haben und denen Wasser und Ufer den Lebensraum geben.

Vor meinem inneren Auge steigen unvergeßliche Bilder auf! Da stehe ich am klaren, eilig dahinschießenden Forellenbach, sehe die Forellen aufwärts flitzen und lausche dem einfachen „Zizi-zizi!“ des Wasserschmätzers! Am Mühlteich rauscht der Überlauf des Wehres; aus dem Wasserspiegel springen die Karpfen, und im gegenüberliegenden Schilfrand verschwinden still die Bleßhühner! — Auf der weiten, glitzernden Fläche des Sees sind die Schwimm- und Tauchenten kaum zu erkennen im Sonnenglast, aber das „Karre-karre-kiet!“ der Rohrsänger im Schilfwald ist nicht zu überhören! — — Weite sumpfige Wiesenflächen, und die Luft darüber ist belebt vom gaukelnden Fluge und den Rufen der Kiebitze! — — Eine Wolke von weiß-schwingenden, schreienden Lachmöwen erhebt sich vor unserm Kahn von ihren Brutplätzen am Rande des Sees. Eine Fülle bunter, wechselnder Bilder, und stets haben unsere gefiederten Freunde daran einen Hauptanteil!

Viele tragen dauernd ein buntes Kleid, andre legen es wenigstens im Frühjahr an, freilich — anders als bei den Menschen —

oft nur die Männchen! Andere unserer Wasservögel sind schlichter gefärbt, und doch wird die Landschaft bunt und abwechslungsreich durch ihr Leben. Solchem bunten Gefieder wollen wir uns im Folgenden eine Zeitlang widmen!

Viele Einzelerlebnisse mit buntem Gefieder an Bach und Teich sind im Laufe der Jahrzehnte aufgegangen in großen Gesamtbildern, aber manche waren so eindrucksvoll, daß sie noch jetzt in meiner Erinnerung leben, als ob sie erst von gestern wären und nicht Jahre seitdem vergangen. Dazu gehören zwei Begegnungen mit der Wasseramsel.

Das liegt nun nicht daran, daß die Erlebnisse so aufregend oder gefahrvoll gewesen wären — o nein! Die Wasseramsel oder, wie sie von den Zoologen gern genannt wird, der Wasserschmätzer ist nur ein mittelgroßer, zwar schmucker, aber nicht bunter Vogel und stellenweise auch nicht allzu selten. Der Wasserschmätzer lebt auch nicht an besonders unzugänglichen Stellen. Jeder klare Forellenbach, jedes Wehr, hauptsächlich in gebirgigen Gegenden, kann sein Wohnsitz sein, wenn nur das Wasser nicht zu sehr verschmutzt ist. Es waren nur die besonderen Umstände dieser Begegnungen, die sie mir unvergeßlich gemacht haben!

Zum ersten Male bin ich dem Wasserschmätzer mit Bewußtsein begegnet, als ich als etwa Zwölfjähriger einmal beim Großvater im sächsischen Vogtlande zu Besuch weilte. Dort durfte ich oft genug im waldreichen Tal der Trieb „spielen“, die, damals ein klarer, wasserreicher Bach, über bemooste Steine der Elster zueilt und dicht an der großen Eisenbahnbrücke bei Jocketa mündet. Hier merkte ich auf einmal, daß ich an einsamer Stelle doch nicht allein war! Unvermutet knickte vor mir auf einem der wasserumspielten Grünsteinblöcke ein merkwürdiger, mir unbekannter Vogel. Von der Färbung ist mir damals nur der weiße Kehllatz vor dem braunen Bauche aufgefallen. Unsere Farbtafel zeigt das schmutzige Federkleid und die Singvogelgestalt des munteren Vogels genauer. Auch ich habe ihn später besser kennengelernt. Was mir die Begegnung so unvergeßlich gemacht hat, das war das Benehmen des Vo-

gels. Unvermutet stürzte er sich in die schäumenden Fluten und war verschwunden! Das hatte ich nicht erwartet. Es war doch offenbar ein Singvogel und kein Zwergtaucher. Denn die verstehen sich auf solche Kunststücke, das kannte ich. Gelegentlich hatte ich sie in strengen Wintern auf unserm raschfließenden Mühlgraben beobachtet, wie sie manchmal sogar unter die treibenden Eisschollen tauchten und erst viel weiter unten wieder herauskamen!

Unwillkürlich suchte ich das strömende Wasser unterhalb des Steines ab und erwartete wohl gar, das Vöglein tot im Wasser treibend zu sehen! Da hörte ich ein leises „Zerb-zerrb!“ von einem anderen Blocke flußaufwärts; da war er wieder, der Tauchkünstler! Gleich darauf kam er dicht über dem Wasser in geradem Fluge wieder herangeschnurrt; er setzte sich diesmal gegenüber auf einen niedrigen Stein vor einem kleinen, wasserüberspülten Kiesstreifen. Und jetzt lief er doch tatsächlich mit etwas angehobenen Flügeln in das Wasser hinein! Deutlich konnte ich erkennen, wie er ein Stückchen unter Wasser, aber stromaufwärts, fortlief! Dabei hielt er den Kopf tief, pickte zwischen den Steinen, kam gleich darauf wieder nach oben und schwirrte zu seinem Stammsitz. Irgend etwas Längliches hatte er im Schnabel, das klopfte er ein wenig auf den Stein, dann schluckte er es hinunter. Wieder ein paar Knickse, ein Wippen des kurzen Schwänzchens — dann schnurrte er bachaufwärts davon.

Ich erzählte natürlich dem Großvater von der Begegnung und erfuhr, das sei der Wasserstar oder die Wasseramsel. Immer finde man sie hier am Triebbache im Sommer wie im Winter und bis weit hinauf, nach der Quelle zu. Aber stets seien nur einer oder höchstens einmal zwei zu sehen! — — Mir kamen Zweifel: ein Star oder eine Amsel? Die sehen aber doch ganz anders aus! Die große Amsel mit ihrem langen Stelzschwanz! Und der Star, ja, der hat zwar einen kurzen Schwanz, aber er trippelt doch immer so steif auf der Wiese umher! Nein, wie ein Star oder eine Amsel sah der runde Vogel mit den kurzen Flügeln und dem kleinen Schwanze bestimmt nicht

aus, wenn er auch fast so groß war. Aber dem etwas brummigen Großvater wagte ich meine Zweifel nicht zu äußern. Ich habe wohl damals den Vogel noch ein paarmal gesehen, aber nicht weiter beachtet.

Bald darauf zog ich mit den Eltern aus dem mittleren Erzgebirge in die nordwestsächsische Tiefebene nach Leipzig, und hier ist die Wasseramsel unter den vielen neuen Vögeln, die mir hier begegneten, nicht wieder aufgetaucht. Sie fehlt hier schon immer.

Erst später, während des Studiums, lernte ich Näheres über den interessanten Bewohner unserer schnellfließenden Mittelgebirgsbäche kennen. Er heißt wirklich Wasseramsel, Wasserstar oder besser Wasserschmätzer und bleibt um vier Zentimeter kleiner als die Amsel. Aber bei dieser kommen zwölf Zentimeter auf den Schwanz gegen nur sechs bei der Wasseramsel; bei den Flügeln betragen die entsprechenden Zahlen elf und neun! Dafür wirkt der Wasserschmätzer recht stattlich durch seinen dicken Körper. Das liegt aber vor allem an dem dichten Gefieder mit vielen weichen Daunen unter den glatten Deckfedern. Diese werden stets gut gefettet; die Bürzeldrüse ist stärker entwickelt als sonst bei Singvögeln. Wenn du nun noch erfährst, daß die schmalen Nasenlöcher durch eine dünne, sich seitlich darüberlegende Hautfalte verschlossen werden können, daß ähnliches für die Ohröffnungen gilt und daß die Krallen sehr stark gekrümmt und mit scharfen Kanten versehen sind, so wird dir klar, daß alle diese körperlichen Besonderheiten Anpassungen an die eigentümliche Lebensweise sind. Der Vogel lebt von der Tierwelt klarer Bäche, eine eigentümliche und gar nicht so arme Welt! Da sind kleine Schnecken, Flohkrebse und Würmer, vor allem aber die Jugendformen von Insekten: Köcherfliegen, Steinfliegen, Uferfliegen. Diese Larven bauen sich entweder ein Gehäuse — daher Köcherfliegen —, oder sie klammern sich mit besonderen Hafteinrichtungen an den vielfach von Moosen und Algen überwachsenen Steinen an. Die Flohkrebse darfst du übrigens nicht mit den Wasserflöhen oder Hüpferlingen verwechseln, mit denen du die Be-

wohner deines Aquariums zu füttern pflegst und die zu den Niederen Krebsen gehören. Die Flohkrebse werden dagegen trotz ihrer Größe zu den Höheren Krebsen gerechnet. Das zeigt sich an dem deutlich geringelten Körper, der seitlich zusammengedrückt ist. Sie kriechen und schwimmen, meist auf der Seite liegend, und leben am Grunde der Bäche unter Steinen. Diese Nahrungsquelle versiegt auch im Winter nicht, denn die Larven brauchen zu ihrer Entwicklung mehrere Jahre, überwintern also, und an Stellen mit starkem Gefälle oder Wasserfällen (Wehren) frieren rasch fließende Bäche in normalen Wintern auch nicht zu. So kann es sich die Wasseramsel leisten, als Stand- oder Strichvogel auch im Winter bei uns zu bleiben, obwohl sie ein Weichtierfresser ist, wie dir schon der spitze Schnabel verrät.

Das Tauchen in rasch strömendem Wasser, ja unter Wasserstürzen, wäre wohl für einen echten Schwimmvogel nicht einfach. Aber die Wasseramsel ist eben keiner und hat auch eine ganz andere Methode, sich unter Wasser zu halten, „erfunden“ oder ausgenutzt: sie läßt sich von der Strömung unter Wasser drücken! Wenn du die rechte Geduld und das Beobachtungsgeschick und – das unbedingt nötige Glück hast, kannst du das selbst beobachten. Das Tierchen stürzt sich, man kann auch sagen, es läuft von einem Stein, einer flachen Uferstelle aus stets der Stromrichtung entgegen ins Wasser. Dann klammert es sich an den Kieseln des Grundes fest und läuft nun mit leicht ausgebreiteten Flügeln, gelegentlich wohl auch etwas ruderd, am Grunde stromaufwärts.

Man könnte das als eine Umkehrung der Drachenwirkung bezeichnen. Dein Drache wird von der Schnur schräg gehalten und von dem andrängenden Wind nach oben gedrückt, die Wasseramsel klammert sich mit den Füßchen fest und wird von der Wasserströmung nach unten gedrückt. Gefahr besteht dabei nicht, denn das Tierchen ist leichter als Wasser: sowie es am Boden losläßt, wird es von der Luft im Gefieder nach oben getragen.

Von den Fischpächtern ist dem Wasserschnäpper vorgeworfen

worden, daß er den Forellenbestand empfindlich schädigen könne und deshalb verfolgt werden müsse. Aus Magenuntersuchungen hat sich aber ergeben, daß seine Beute in erster Linie aus Insektenlarven, mit Vorzug Köcherfliegenlarven, besteht. Fischreste waren wohl gelegentlich auch dabei, aber vor allem im Sommer und Herbst, und dann sind die Forellen, die schon im Februar aus dem Laich schlüpfen, für die Wasserramsel zu groß. Dazu kommt, daß die Wasserramsel stets nur einzeln oder in einem Paar auftritt; auch folgen die Jagdreviere mehrerer Pärchen flussaufwärts erst nach einem bis zwei Kilometer Ausdehnung hintereinander. Der Flußlauf wird förmlich aufgeteilt. So kann die Wasserramsel unseren berechtigten wirtschaftlichen Interessen kaum gefährlich werden. Dagegen rauben wir ihr sehr leicht die Lebensmöglichkeit. Sie kann sich nicht mit allen durch die Entwicklung der Industrie bedingten Veränderungen unserer Bäche und Flüsse abfinden, vor allem nicht mit der Verschmutzung. In trübem Wasser findet sie ihre Nahrung nicht, wenn diese nicht durch die Abwässer überhaupt getötet wird. Sie wandert deshalb ab und ist an Stellen, an denen sie früher regelmäßig zu finden war, verschwunden. Deshalb bereitet es jedem Naturfreund große Freude, wenn er den anmutigen Vogel an einem klaren Bache oder einem Wehre antrifft, ihn sogar wohl beim Brüten und der Brutpflege beobachten kann.

Das Nest der Wasserramsel wird am Ufer unter Wurzeln, hinter Planken oder Gestrüpp in Hohlräumen verborgen und ist nicht leicht zu finden. Es ist ein ziemlich großer, geschlossener Bau mit dicker, verflochtener Wand; manchmal erinnert er in der Form an einen Backofen. Das Baumaterial sind feuchte Pflanzenteile. Männchen und Weibchen holen es gemeinsam entweder direkt aus dem Wasser, wie das Quellmoos, oder sie feuchten trockene Stoffe erst an. Meist werden zwei Bruten im Jahre aufgezogen. Die Brutdauer ist mit fünfzehn bis siebzehn Tagen auffallend kurz. Ob auch „Er“ mitbrütet, ist noch nicht sicher; die Geschlechter sind kaum verschieden, und auch das Weibchen verläßt die Eier aller halben Stunden, um Futter

zu suchen. Offenbar ist die Verdauung recht intensiv und der Appetit dementsprechend. Die Jungen werden fast drei Wochen gefüttert und lernen schon daneben tauchen, ehe sie fliegen. Dann aber müssen sie schleunigst das Revier der Alten verlassen, die auch ihre eigenen Kinder nicht als Mitbewerber um die Nahrung dulden.

Nicht alles, was ich berichtet habe, habe ich selbst gesehen. Aber einmal habe ich doch die Wasseramsel beim Füttern der ersten Brut und ein andermal am Nest, vermutlich mit der zweiten Brut, beobachten können. Beide Begegnungen sind mir durch besondere Begleitumstände unvergeßlich geworden.

In den zwanziger Jahren verlebte ich einmal mit guten Freunden eine prachtvolle Pfingstwoche in Pottenstein in Oberfranken. Das kleine Städtchen hatte sich uns zu Ehren in seinen schönsten Festschmuck geworfen: die Zinnen und Bänder der Dolomitfelsen rings um den engen Talkessel leuchteten goldgelb im Blütenschmuck des immergrünen Felsenhungerblümchens, das außerhalb der Alpen nur im Schwäbischen und Fränkischen Jura verbreitet ist. Jeder Tag sah uns im Freien auf Forscherpfaden. Als wir im tiefeingeschnittenen Felsental der forellenreichen Püttlach aufwärts wanderten, fanden wir zunächst als weiteren Gruß der Alpenflora blühende Bergflockenblumen; dann aber fesselte uns ein Pärchen Wasseramseln, das uns schwirrend, knicksend und tauchend an der rauschenden Püttlach begleitete. Ohne Scheu saßen sie mit ihrem weißen, schmucken Kehllatz über der rotbraunen Brust und dem keck aufgerichteten Schwänzchen auf den bemoosten, vom Wasser halb überspülten Felsblöcken. Erinnern sie nicht wirklich an Zaunkönige, mit denen sie verwandt sind? Knicksend sang das Männchen sein zwitscherndes Liedchen, das es allerdings nicht an Lautstärke mit dem des viel kleineren Veters aufnehmen kann. Immer wieder stürzten sich die Vögel in das rauschende Wasser und kamen mit einem Schnabel voll Beute heraus. Da bemerkten wir, daß sie mit dem Futter stets ein paar Meter bachaufwärts flogen, und als wir nachgingen, fanden wir am anderen Ufer zwischen Wurzeln und Steinen

die Jungen! Sie schienen noch nicht völlig ausgefedert zu sein, oberseits aschgrau, unten weißlich mit dunklen Federsäumen. Sie konnten auch noch nicht fliegen, aber im Tauchen versuchten sie sich schon mit Erfolg. Vier Stück konnten wir schließlich ausmachen, offenbar das erste Gelege, und die Kleinen würden bald flugfähig sein. Ein reizendes Bild, von dem wir uns lange Zeit nicht trennen konnten!

Bei einer dritten Begegnung habe ich dann auch das Nest der Wasseramsel gesehen. Das war in den Allgäuer Alpen an der Breitach bei Oberstdorf kurz unterhalb der tiefeingeschnittenen wilden Breitachklamm. Dort fielen mir über dem klaren, rasch fließenden Wasser zwei Wasseramseln auf, die regelmäßig hin- und herflogen. Da es noch Juni war, vermutete ich sie beim Füttern und konnte sie auch tatsächlich am Eingang zur Bruthöhle verschwinden und wieder erscheinen sehen. Es erschien mir wie ein zufälliges Loch in einem dichten, ganz natürlich wirkenden Moosklumpen, der in einer an der Uferwand ausgewaschenen Höhle hinter einer Wurzel gut versteckt war. Lange habe ich ihrem fleißigen Treiben zugeschaut. Ich wußte natürlich nun schon, daß es nicht unsere mitteleuropäische, sondern die Alpenrasse sein mußte. Aber diese unterscheidet sich nur wenig von der unseren. Wenn ich jetzt eine Wasseramsel lebend oder im Präparat oder im Bilde sehe, dann erinnere ich mich an meine Begegnungen mit dem Wasserschmätzer an der vogtländischen Trieb, an der fränkischen Püttlach und an der allgäuer Breitach!

DER EISVOGEL

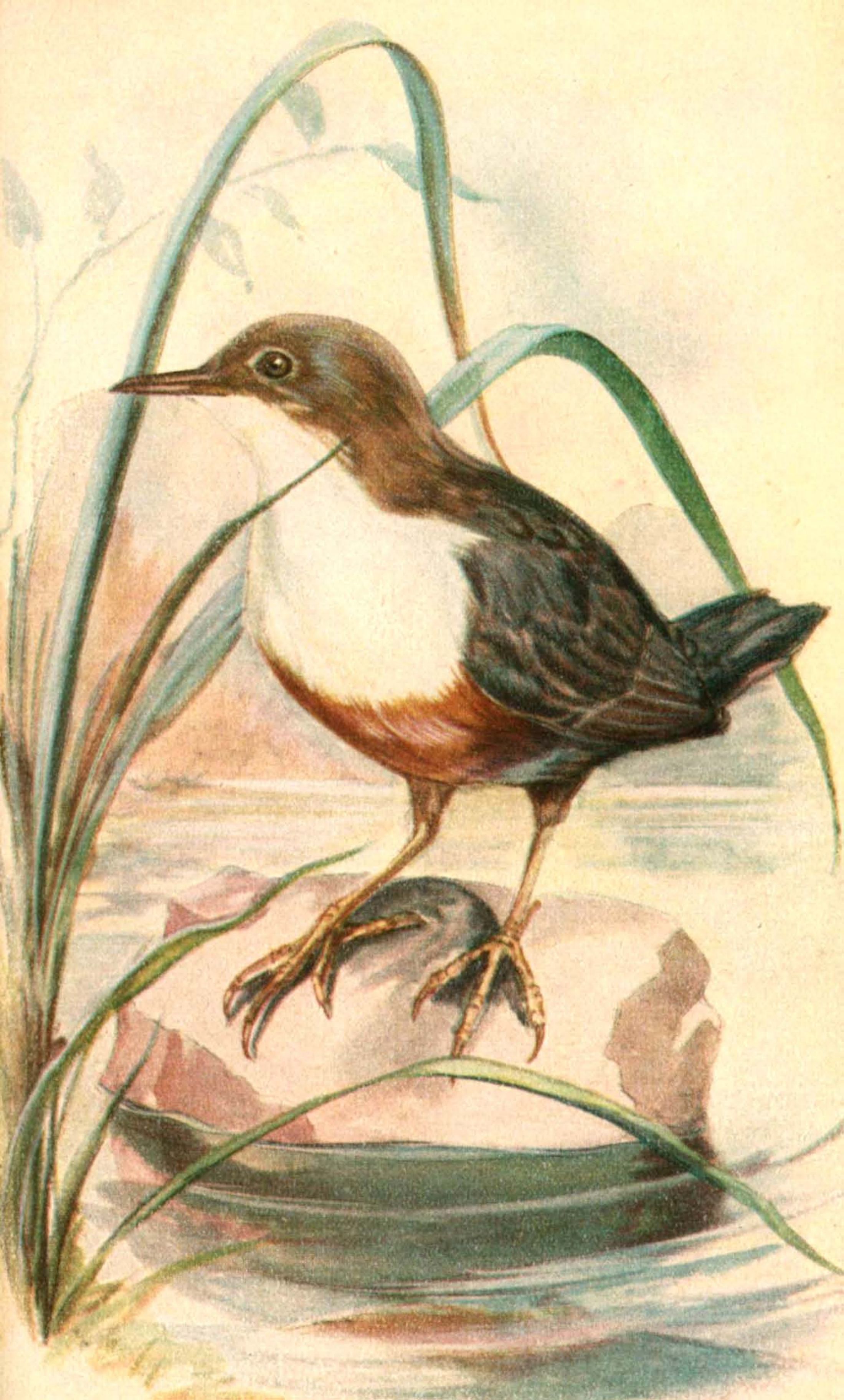
Ist er nicht ein farbenprächtiges Kerlchen, unser *Eisvogel* oder *Königsfischer*? Diese Gegensätze! Ein wundervolles Blaugrün über Kopf und Flügeldecken; und jede grüne Feder ist mit einem meerblauen Halbmondchen geziert, schön türkisblau der Rücken und der Schwanz und rostrot dagegen die Unterseite, weiß die Kehle, unterbrochen von einem grünblauen Bartstreifen — — wirklich prächtig! Wenn er nun nicht nur sperlingsgroß wäre, sondern so groß wie seine Verwandten in den Tropen, die „Lieste“, welche Hähergröße erreichen — was für ein Farbenwunder wäre er in unsrer Vogelwelt!

Vögel mit wirklich farbenprächtigen Gefieder sind bei uns recht selten. Schon der immerhin bescheiden geschmückte Distelfink fällt so auf, daß sich eine Reihe von mehr oder weniger sinnvollen Sagen um den Ursprung seines Kleides gebildet hat. Und andere farbige Vögel wie der Pirol, der nach seinem gelben Gefieder auch Goldamsel genannt wird, die Blauracke und der Bienenfresser erscheinen uns wie fremdartige Tropengäste! Und so falsch ist dieser Eindruck auch nicht. Die *Bienenfresser* zum Beispiel haben ihre eigentliche Heimat in den warmen Mittelmeerländern. Hier sind sie die einzige Art einer Familie, die sonst nur in zahlreichen bunten Arten in den tropischen Ländern der Alten Welt lebt. Die wenigen *Bienenfresser*, die gelegentlich in verschiedenen Landschaften Deutschlands, meist im Süden, erscheinen, sind Irrgäste, die kaum den Versuch machen, sich bei uns anzusiedeln. Nur einmal, in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, schien es so. Ein Flug von etwa fünfzig Stück versuchte, an den warmen Wänden des Kaiserstuhls im südlichen Baden zu nisten. Es ist ihnen schlecht bekommen: ihr buntes Kleid wurde ihnen zum Verhängnis! Liebhaber bezahlten es so hoch, daß die schönen, auffallenden Vögel rasch weggeschossen wurden. Damals war

der Naturschutzgedanke erst im Wachsen. Jetzt würden vielleicht Presse und Rundfunk mobil werden, und das öffentliche Gewissen würde sich regen — vielleicht! — — Die Bienenfresser sind in Färbung und Lebensweise eine Art von Gegenstück zu den Eisvögeln: sie sind unten meerblau und oben rostrot neben dem Grün und Weiß; aber sie jagen fliegende Insekten und nicht schwimmende Fische! Dagegen brüten sie wie die Eisvögel in selbstgegrabenen Erdhöhlen. — Blauracke und Pirol sind ebenfalls einzige europäische Arten aus Vogelfamilien, die ihre Hauptverbreitung in den Tropen haben.

Auch der Eisvogel hat bei uns keine näheren Verwandten. Dagegen ist nach ihm eine Familie von Vögeln genannt worden, die in Afrika, Südasien und Australien verbreitet ist. Dazu gehören die schon genannten Lieste. Auch sie haben gewaltige Schnäbel, aber sie sind keine Fischer; ihr Lieblingswild sind Eidechsen und Schlangen! Daß diese bunten Bewohner feucht-warmer Tropenwälder gerade den Familiennamen „Eisvögel“ geerbt haben, könnte unsinnig erscheinen! Aber paßt denn der Name überhaupt zu unserm Fischer? Was bedeutet er eigentlich? Unser Eisvogel lebt ja gar nicht am Eise, wenn er auch an offen bleibenden Gewässern bei uns überwintert. — Wir wollen uns einmal nach ähnlichen Namen umsehen! Da ist der „Isegrim“, der Name des grauen Wolfes in der Tiersage. Vielleicht hast du auch einmal von einem „Doktor Eisenbart“ gehört, der um 1700 mehr von sich reden gemacht hat, als er wirklich verdiente? Er hat natürlich keinen eisernen, wohl aber einen „eisenblauen“, das heißt schwarzen Bart gehabt. „Eisen“ bedeutet also hier eine Farbe. Und genau so ist es beim „Eisvogel“; wir müssen den Namen als „eisenblau“ oder auch „eisblau“ deuten, dann hat er einen Sinn.

Wenn der kleine Kerl auch wunderschön angezogen ist, so wirkt er doch zugleich komisch, wenn wir seine Gestalt aufmerksam betrachten. Der lange Schnabel und der große Kopf sind zusammen fast halb so lang wie das gesamte Tierchen. Und was vorn zu übertrieben erscheinen könnte, das ist er an anderer Stelle auffallend kurz! Die Flügel sind nur sieben, der





Schwanz ist sogar nur vier Zentimeter lang! Am meisten fallen die kleinen Beinchen im Gegensatz zum großen Schnabel auf. Ihr Lauf ist etwa zehn Millimeter lang, kürzer als die Mittelzehe mit siebzehn Millimetern. Dazu sind die Vorderzehen sogar zum Teil verwachsen. Das muß natürlich etwas zu bedeuten haben. Offenbar ist der kleine Vogel nicht gut „zu Fuße“, weiß aber desto besser mit seinem Schnabel umzugehen! Dazu müssen wir ihn in seinem täglichen Leben beobachten.

Das ist freilich leichter gesagt als getan. Wir haben dem Eisvogel natürlich schon lange angesehen, daß wir ihn nur am Wasser suchen müssen, auch wenn es uns nicht das Farbbild und der Name Königsfischer verraten hätten. Aber — Hand aufs Herz! —, wer hat ihn da schon beobachtet? Sicher nicht allzuvielen meiner Leser! Und dabei ist er in Deutschland trotz vieler Verfolgungen noch immer nicht allzu selten. Aber der kleine Mann im Prachtkleide hat leider auch weniger ansprechende Eigenheiten. Er ist recht ungesellig und unverträglich, viel mehr als die Bergstelze und die Wasseramsel. Diese beiden läßt er als Mitbewerber in seinem Jagdrevier allenfalls noch gelten. Aber mit seinesgleichen verträgt er sich außer in der Brutzeit recht schlecht, und allen andern, die er nicht vertreiben kann, geht er wenigstens aus dem Wege, vor allem auch den Menschen. Es kann wohl geschehen, daß er unerwartet mit ängstlichem Pfeifen „Tsi-it!“ in geradem Fluge wie ein blaugrün aufblitzender Pfeil an uns vorüberschwirrt.

Ich erinnere mich zweier Begegnungen! Da war ich einmal im Auenwalde mit dem Paddelboot in einen schmalen Seitenarm des Flusses eingedrungen. Die Lehmufer waren ziemlich hoch, das dichte Gebüsch hing weit über das schmale Wasser. Ungesehen und ungestört ruderte ich dahin. Da kam mir, dicht über dem Wasserspiegel, in eiligem Fluge ein Eisvogel entgegen. Deutlich konnte ich die bunten Farben, rostbraun, weiß und blaugrün, unterscheiden, als er mit lautem Pfiff dicht an mir vorüberstrich. Gleich darauf war er hinter mir im grünen Tunnel des Laubes verschwunden. — Ein andermal sah ich ihn, als ich am steilen Lehmufer des frisch ausgeworfenen Elster-

Flutbeckens stand und unter mir den dichten Teppich der üppig wuchernden Wasserpest betrachtete. Wieder sauste er geradenflugs dicht über dem Wasser dahin, ohne sich zu setzen oder abzubiegen. In Gedankenschnelle war er vorbei. — — Nein, er macht es uns nicht leicht, ihn bei seinem heimlichen Treiben zuzuschauen. Aber wenn du ihn einmal über einem Wasserlauf beobachten willst, vor allem im Frühjahr zur Nistzeit, dann mußt du am steilen Lehmufer entlanggehen und aufmerksam suchen, ob du nicht einen niedrigen Pfahl, einen Stein oder eine ausgewachsene Wurzel dicht am Wasser findest, die wie weiß bekalkt erscheinen. Das könnte einer der Ansitze sein, von dem aus der bunte Fischer seine Jagd betreibt! Wenn du dich dort im Gebüsch versteckst, geduldig wartest und — Glück hast, dann siehst du ihn vielleicht über dem Wasser heranschwirren und mit seinen kleinen Beinchen Fuß fassen.

Am fliegenden Vogel können wir die Flügel kaum erkennen, so schnell werden sie bewegt. Aber gleich darauf sitzt er, wie eine farbige Bekrönung, unbeweglich und späht nach Beute aus. Diese herrlichen Farben! Unbeweglich bleiben auch wir und warten. Plötzlich senkt er den langen, geraden Schnabel nach unten, stürzt sich kopfüber in das aufspritzende Wasser, so daß er darin verschwindet, und arbeitet sich gleich darauf mit den Flügeln wieder heraus, einen blitzenden Fisch im Schnabel! Schnell nimmt er seinen Stammplatz wieder ein, schüttelt sich das Wasser vom blitzenden Gefieder und bearbeitet das sich krümmende Fischchen. Acht bis zehn Zentimeter mag es lang sein — und wehrt sich gegen sein Schicksal. Aber es wird rasch mit einigen Schnabelrucken zurechtgedreht, bis es, Kopf voran, im Schnabel verschwindet und gleich darauf im ganzen hinuntergeschluckt wird. Ob es ihm gut geschmeckt hat? Sicherlich, denn er wippt danach stets einmal mit dem fächerartig ausgebreiteten Schwänzchen. Dennoch kann er nicht die gleichen Geschmacksempfindungen haben wie wir, wenn wir eine süße Frucht auf der Zunge „zergehen“ lassen oder einen guten Bissen sorgfältig zerkauen. Seine Zunge ist, wie

bei vielen „Schlingern“ unter den Vögeln, nur kurz und liegt tief hinten im Schnabel. Und ein ungekauter Fisch kann ja auch nicht „schmecken“ in unserem Sinne. Er würde uns auch „schwer im Magen liegen“. Deshalb raten wir ja einem hastigen Esser: „Schling nicht so!“ Für den Eisvogel gelten solche Bedenken und Tischregeln nicht. Ihm kommt es nur darauf an, daß der Magen immer gut gefüllt ist. Alles weitere besorgt dieser schon allein. Die Fischschuppen kann er allerdings nicht auflösen. Sie werden als kleine Ballen wieder ausgewürgt. An günstigen Stellen finden wir diese „Gewölle“ am Stammplatz. Es ist also beim Eisvogel ähnlich wie bei den Eulen, welche Federn, Haare, zum Teil auch Knochen ihrer Beutetiere wieder ausspeien. Schon bei den jungen Eisvögeln ist es nicht anders! — Aber da haben wir uns wohl unvorsichtig bewegt, und schon ist der mißtrauische Jäger mit einem pfeifenden „Tsi-it“ wieder verschwunden. —

Wo ist denn nun das Nest mit den Jungen?

Beim Bau seiner Kinderstube und beim Füttern der Jungen läßt sich der Eisvogel noch schwerer beobachten. Er gräbt sich im Frühjahr in der Lehmwand des Ufers oder auch an geeigneten Stellen in geringer Entfernung vom Wasser seine kunstvolle Niströhre. Dazu sucht er sich eine lehmig-sandige Steilwand aus. Der Eingang, etwa fünf Zentimeter weit, liegt mindestens sechzig Zentimeter über dem Wasser, oft viel höher, so daß nur besonders hohe Hochwässer das Nest gelegentlich zerstören können. Das heißt, eigentlich ist es gar kein Nest! Die leicht aufwärts steigende, über einen Meter lange Brutröhre endet in einem backofenartigen Kessel von fünfzehn Zentimetern Durchmesser. Solch ein kunstvoller Bau macht natürlich allerhand Arbeit. Beide Ehegatten beteiligen sich daran. Zuerst beginnen sie mit den Füßchen, dann arbeiten sie mit dem starken Schnabel, und die Füßchen scharren das lockere Material nach außen. Manchmal treffen sie auch auf größere Steine, die sie umgehen müssen, wenn sie nicht an anderer Stelle wieder neu anfangen. Deshalb können Tage, ja Wochen vergehen, bis mit der Brut begonnen werden kann. Dafür ist die Brut

dann aber auch für Raubzeug so gut wie unerreichbar. Nur der Fuchs wittert gelegentlich einen Kessel, der gar zu dicht an der Grasnarbe liegt, und gräbt ihn von oben auf. — Im Kessel werden die ersten von den sieben weißen, runden Eiern zunächst auf den nackten Lehm Boden gelegt. Aber während ihre Zahl von Tag zu Tag steigt, entsteht aus den in der Höhle ausgewürgten Gewöllen allmählich eine trockene, weiche Unterlage, die sich nach dem Ausschlüpfen der Jungen noch verstärkt.

Die Eier werden fast drei Wochen bebrütet. Noch ist nicht genau bekannt, ob beide Gatten sich abwechseln; sie sind ja nur schwer zu unterscheiden. Aber wenn gelegentlich beobachtet wurde, daß das Männchen einen Fisch in die Niströhre brachte, so braucht das noch nicht zu bedeuten, daß es das brütende Weibchen wirklich füttert. Bei vielen Vögeln deuten solche Gaben das gegenseitige Füttern nur an, schon während des Nestbaus; es sind „symbolische“ Handlungen.

Die ausschlüpfenden Jungen sind zunächst nackt und hocken noch lange hilflos auf dem Gewöllbettchen. Sie werden mit Insektenlarven, später mit kleinen Fischen und erwachsenen Insekten gefüttert. Um diese Zeit, meist von Mitte Juni ab, habe ich beobachtet, daß Eisvögel über größeren Wasserflächen die hin- und herschießenden großen Libellen wegfangen, sicherlich, um sie zu verfüttern! Aber die Niströhren mit den Jungen habe ich nicht gefunden. Doch ist bekannt, daß die Jungen später öfters auf Gewöllen aus den Leibesringen von Libellen sitzen; die harten Köpfe und die trockenen Flügel werden nicht mit verfüttert. Eine Schwierigkeit, an die wir für gewöhnlich nicht denken, besteht übrigens dabei. Wie kann der Vogel wissen, ob alle Jungen abwechselnd Futter erhalten? Am Ende der Röhre ist es finster, namentlich wenn der Altvogel in der Röhre erscheint! Hier, wie bei andern Höhlenbrütern, hilft ein Instinkt der Jungen. Stets sitzt ein Jungvogel dem Eingang direkt gegenüber. Wenn er seinen Fisch erhalten hat, macht er dem Nachbar Platz, der beim nächsten Mal drankommt, und so geht es reihum, ein richtiges Karussell!

Es währt lange, bis die Jungen selbst fischen können. Sie sitzen dann später vor der Niströhre auf Pfählen oder Ästen und werden hier von den Alten gefüttert. Auch die Jungvögel, deren Farben noch matter sind, sind schon unverträglich. Sowie sie allein fischen können, zerstreuen sie sich. Sie haben keine Neigung, beieinander zu bleiben. Ob das mit ihrer einseitigen Vorliebe für Fische und Insekten zusammenhängt, die im Wasser leben? Im Spätsommer und Herbst streichen die bunten Fischer weit umher, trotz ihrer kurzen Flügel und ihres angestrengten Fluges. Zu dieser Zeit können wir sie auch an Gewässern ohne lehmige Steilufer finden. Ich habe sie an Parkteichen sitzend und auf Goldfische lauernd getroffen. Dann kann es vorkommen, daß sie mit Wasseramseln gemeinsam fischen, aber das Wasser muß tief genug sein, damit sie sich als Stoßfischer nicht das Köpfchen einrennen.

Mancher Fischereipächter, der wenig Sinn für Vogelschönheit und Naturschutz hat, mag wohl das Aufkreuzen eines Eisvogels an „seinen“ Gewässern verwünschen und ihn deshalb heimlich verfolgen. Offen wagt er es wohl nicht, weil das wunderschöne und immer seltener werdende Tierchen unter Schutz steht. Wir aber sollten ihn zu belehren suchen, daß der Anteil, den der „Königsfischer“ sich holt, doch immerhin gering bleibt und höchstens dann wirklich „ins Gewicht fällt“, das heißt der Grammzahl nach geschätzt werden kann, wenn der Eisvogel sich unglücklicherweise die Wand eines künstlich vom Menschen angelegten Fischzuchtteiches als Bauplatz für seine Kinderhöhle ausgesucht hat und nunmehr in „seinem“ Wasser fischt. Aber auch dann handelt es sich um kleine Fische und darum auch in übertragenem Sinne um „kleine Fische“, das heißt um eine Geringfügigkeit. Wenn der Pächter aber das Opfer bringt und ein paarmal von früh bis abends einen Beobachtungsposten ausstellt, dann wird das dem bunten Mitbewerber wohl schnell zu unbehaglich werden, und er wird sich nach Gewässern verziehen, an denen ihm niemand gram ist. Das wäre „aktiver“, das heißt tätiger Naturschutz!

Wipp-Wipp!

DIE BERGSTELZE

In den Erinnerungen meiner Kinderzeit im Erzgebirge gehört die gelb-graue Bergstelze, auch Gebirgsstelze genannt, zum Flußbett wie die Lerche zum Saatfeld und die Kuh zum Bauernhof. Immer noch sehe ich die zierlichen Vögel im sicheren, eleganten Bogenflug im Flußbett von Stein zu Stein fliegen. Nach jedem Niedersetzen knixen die anmutigen Tierchen und wippen mit den langen, schmalen Schwänzen. Mir scheint es immer, als wollten sie damit sagen: „Bin ich nicht ein hübscher Vogel, wipp-wipp?“ oder „Ist es nicht wunderschön hier, wipp-wipp?“ Kaum, daß sie einmal einen Augenblick still sitzen, vielleicht, wenn sie von einem großen Stein herab mit gesenktem Schwanz ihr einfaches Lied zwitschern. Aber im nächsten Augenblick geht es, wipp-wipp, hurtig weiter! Da necken sich zwei und fliegen, immer im Bogenflug sich jagend, hintereinander her. Aber gleich darauf ist der Streit beigelegt, denn die Bergstelzen sind zwar nicht so gesellig wie die Schwalben, aber doch nicht zänkisch. Und scheu sind sie auch nicht! — Von der Brücke aus sehen wir ihnen zu. Das Flußbett führt hier nur wenig Wasser, die Hauptmenge fließt drüben im Mühlgraben. Deshalb liegt zwischen den großen, runden Granitblöcken der angeschwemmte Kies zum Teil trocken. Hier trippelt auf einmal ein Pärchen von ihnen, wipp-wipp! Von oben erscheinen Köpfchen und Nacken aschgrau, aber Rücken und Schwanz haben einen grüngelben Schimmer. Die Tierchen trippeln über den Sand und nicken mit den Köpfchen; es macht ihnen auch nichts aus, wenn sie bis dicht zum Gefieder ins Wasser geraten. Hier pickt eine mit ihrem spitzen Schnäbelchen nach einer Insektenlarve — wipp-wipp —, da liest die andere am bewachsenen Stein eine Uferfliegenlarve auf. Und immer wieder nicken sie mit den Köpfchen und wippen mit dem

Schwanz. Da fällt es der ersten ein, wegzufiegen. In gefälligem, leichtem Bogenflug kommt sie zu uns herauf und setzt sich — wipp-wipp — aufs Brückengeländer. Schon können wir den glänzend schwarzen Halslatz vor dem gelben Bauche erkennen: ein Männchen im Frühjahrskleide! Da kommt der zweite Vogel an; hier ist die Kehle fast reingelb, aber alle Farben sind blasser: ein Weibchen! Sonst sind sie einander recht ähnlich. Das Gelbgrün des Bürzels setzt sich auf dem schmalen Schwanz fort, der gegen Ende in der Mitte dunkler wird, aber die seitlichen Steuerfedern sind reinweiß. Die Brust und die Unterseite des Schwanzes sind schön blumengelb, der Bauch ist weißgelb. Zierlich gezeichnet sind die Seiten des Kopfes, fast als ob die Tierchen sich besonders schmuck hätten machen wollen. Vom Schnabelwinkel ziehen zwei weiße Bogenstreifen nach hinten und umgrenzen ein dunkleres Ohrfeld. Der Oberstreif ist wie eine gemalte Augenbraue dicht über die braunglänzenden Äuglein gezogen, der Unterstreif ist breiter und hebt sich deshalb beim Männchen besonders gut vom glänzend schwarzen Kehlfleck ab. Das alles hätte ich freilich als Junge seinerzeit nicht so genau beobachtet, wenn mich nicht mein Oheim, der im gleichen Dorfe Oberförster war, darauf aufmerksam gemacht hätte. Er kannte nicht nur den Wald und die Bäume, den Auerhahn und die Wildtaube; alle Vögel der Heimat waren ihm wohlbekannt.

Inzwischen ist unser Pärchen längst weitergeflogen. Erst haben sie noch etwas Freßbares mitgehen heißen, ein paar Fliegen und Käfer, die um den Rinderdung auf der Brückenfahrbahn schwirrten, und ein Spinnchen aus dem Winkel des Brückengeländers. Dann ging es wieder hinunter zu den Steinen des Flußbetts. Wo mögen sie wohl ihr Nest haben? — — Auch das habe ich einst, aber an anderer Stelle, aufgespürt. Ein ganzes Stück flußaufwärts lag die Sägemühle. Hier lagerten große Stapel von dicken Fichtenstämmen. Unter dem offenen Schuppendache ruhte meist einer der Stämme auf einem langen, niedrigen Wagen, der auf schmalen Geleise langsam vorwärtsrückte. Mit gleichmäßigem „Sch-sch-sch!“ sauste das Säge-

gatter auf und nieder und fraß sich durch den langsam vorrückenden Stamm hindurch. Das erregte natürlich die lebhafteste Aufmerksamkeit bei mir und meinen Freunden. Auch der Zulauf zum Wasserrad — oder war's eine Turbine? — und der Ablauf zum Flusse mußten genau untersucht werden! Dabei leisteten uns dauernd die munteren Wippschwänze — in Norddeutschland „Wippstert“ genannt — Gesellschaft. Ihr Interesse galt aber weniger dem Sägewerk als dem, was die Pferde der Holzfuhren hinterlassen hatten, oder genauer, den Insekten, die sich dort einfanden. — Im Auslauf der Sägemühle war es nun, wo ich hinter der altersschwachen Bohlenwand das Nest entdeckte. Ich hatte die beiden Alten regelmäßig ab- und zufliegen sehen. Als ich näher kam, umflogen sie mich ängstlich und doch mutig und suchten mich mit warnendem „Zieh-zieh!“ fernzuhalten. Ich fand einen unordentlichen Haufen von Reisern, Moos, Halmen und Blättern und darin in einer kleinen aus Haaren geflochtenen Mulde vier Junge im grauen Daunengekleid, die weit ihre Schnäbel aufsperrten. Rasch und leise entfernte ich mich wieder und hütete mich auch, meinen Kameraden davon zu erzählen. Ich war nicht ganz sicher, ob sie Nest und Junge unberührt lassen würden! Zu meiner Freude konnte ich aus der Ferne beobachten, daß sich die Alten durch meinen kurzen Besuch nicht beirren ließen und weiterhin Futter zutragen.

Das war damals zu Beginn der Sommerferien; es muß demnach wohl die zweite Brut gewesen sein. Dazu stimmte auch die Zahl der Eier, denn in der ersten Frühlingsbrut im April und Mai legt das Weibchen meist fünf oder sechs Eier. Man könnte sich wundern, daß nun die Bergstelze mit zwei Bruten im Jahre nicht viel häufiger ist, denn die Alten werden als gewandte Flieger nur selten von Raubvögeln erwischt, ja, es wird berichtet, daß sie gelegentlich sogar Sperber und Weihen verfolgen und verjagen. Aber die Brut ist im leicht zugänglichen Neste doch auch vielen Gefahren ausgesetzt. Allerhand Raubzeug, Katzen, Marder, Ratten, auch Krähen und Elstern zerstören oft genug Gelege und Brut.

Mit der Verarmung unserer Gewässer an nahrhaften Wassertieren finden sich die Bergstelzen eher ab als die Wassermamsel und der Eisvogel, da sie ebensogut außerhalb des Wassers ihre Beute suchen können. Das gilt allerdings noch mehr für die schwarz-weiße Bachstelze des ebenen Tieflandes, die sich vielfach auch weit weg vom Wasser, ja selbst in den Städten aufhält. Neuerdings ist allerdings auch die grau-gelbe Bergstelze mehr und mehr aus dem Gebirge und dem Hügelland in die Ebene vorgerückt und trifft hier mit der weißen Bachstelze zusammen. Ja, sie brütet sogar, wie diese, in den Städten! Ob das damit zusammenhängt, daß auch ihr Tisch an den von der Industrie beanspruchten Bächen und Flüssen jetzt weniger reich gedeckt ist als früher?

Ein paar Worte sind noch zu sagen über die Verwandten unserer Bergstelze und zu den schon von Linné gegebenen Namen. Linné hat die Bergstelze als „cinerea“ = aschgrau, die Schaf- oder Viehstelze als „flava“ = gelb und die weiße Bachstelze als „alba“ unterschieden. Diese Namen erscheinen beim Vergleich der Tiere nicht recht glücklich gewählt. Denn die „gelbe“ Stelze hat recht viel graue Töne auf Kopf und Hals, und die „graue“ wiederum besitzt so viel Gelb an der Unterseite, daß sie neben der weißen Bachstelze, mit der sie gelegentlich nebeneinander auftritt, durchaus gelblich wirkt. Auch die „weiße“ Bachstelze trägt ja so viel Schwarz, daß man sie recht gut „schwarz-weiß“ nennen könnte. Aber nach den Benennungsregeln, den geltenden „Nomenklaturregeln“, müssen wir uns mit den zuerst gegebenen Bezeichnungen abfinden. Sie sind eben nur unterscheidende, nicht beschreibende Bezeichnungen.

Ein Vergleich der drei deutschen Arten von „Stelzen“ zeigt weiter, daß alle drei die weißen Backenstreifen besitzen, wenn sie auch beim Winterkleide der weißen Bachstelze im Weiß des Kopfes verschwinden. Die Verwandtschaft zeigt sich recht deutlich im Benehmen: alle drei wippen dauernd mit dem Schwanz! Die Bergstelze ist aber ohne Zweifel die anmutigste; vielleicht liegt es daran, daß sie den längsten Schwanz

hat. Er ist zehn Zentimeter lang, bei der Viehstelze nur acht, bei der weißen Bachstelze neun Zentimeter.

Die Bachstelzen haben sich nicht so ausschließlich wie die Wasserramsel auf Wasserinsekten eingestellt. Damit stimmt überein, daß sie im Winter wegziehen. Nur einzelne bleiben in milden Wintern bei uns; die Hauptmenge verläßt uns im Oktober. Aber schon im März kehren sie zurück und wippen, wie im Vorjahre, lustig mit dem „Stert“.

MÖWEN UND SEESCHWALBEN

Wer einmal mit einem Seedampfer übers Meer reiste, wer auch nur mit einem Bäderdampfer nach einer Insel fuhr, ja, wer nur einmal an der Meeresküste weilen durfte, der hat auch *Möwen* und *Seeschwalben* kennengelernt! Scheinbar mühelos rudern die großen Vögel mit den langen, gebogenen Schwingen über die Wogen; wie spielend fliegen sie auch bei starkem Wind, ja gegen den Sturm.

Die Möwen fischen sich dabei von der Meeresfläche ihre Beute, ohne zu tauchen. Meist lassen sie sich nur für einen kurzen Augenblick darauf nieder. Sie können leicht wie ein Federball darauf ruhen und ebenso spielend wieder auffliegen. Die Seeschwalben sind außer an den schmalen Flügeln sofort daran zu erkennen, daß sie als Stoßtaucher ihre Beute unter den Wogen holen. Ihre schrillen Schreie klingen uns nicht angenehm in die Ohren, aber unser Blick wird immer wieder gefesselt von ihren Flugkünsten. Einige der gewandten Flieger sind oben graublau oder dunkel gefärbt, aber die Unterseite ist immer weiß und leuchtend. Wir sehen es, wenn sie über uns hinwegrudern.

Das Bild eines ausfahrenden Dampfers, ein Blick von den Dünen auf die weite See würde manchem unvollständig erscheinen, wenn keine Möwen darauf zu sehen wären. Sie gehören zum Meer wie das glitzernde Sonnenlicht auf den spielenden Wellen oder der brausende Sturm über rauschenden Wogen.

Möwen und Seeschwalben fliegen aber auch im Binnenlande! Im Winter können wir ihnen an großen Strömen und Flüssen vor allem in den Städten begegnen. Ich habe zum Beispiel in Hamburg über dem Hafen, an der Alster und an den Fleeten an grauen Wintertagen Hunderte von Möwen beobachtet! Auch hier flogen sie mit rudernden Flügeln über dem grauen Was-

ser, saßen auf Pfählen und Ufermauern oder ließen sich von den Wellen schaukeln. Ihre heiseren Schreie „Kriäh-kriäh!“ mischten sich in das „Tut-tut“ der Fährdampfer, in das Rasseln der elektrischen Stadtbahn auf der Lombardsbrücke und in das Lärmen des Straßenverkehrs. Ein beliebtes Vergnügen war es, sie vom Eisengitter auf den Ufermauern aus mit Brotbrocken zu füttern! Rasch sammelten sich um uns die weißen, krähengroßen Vögel; mit bettelnden Schreien flogen sie hin und her, haschten die zugeworfenen Stücken mit geschickten Wendungen in der Luft oder fischten sie vom Wasser auf. Manche blieben auch mit hastigen Flügelschlägen einen Augenblick in der Luft vor uns stehen, wenn wir zu werfen zögerten. Dann schauten sie uns aus sicherer Entfernung von zwei, drei Metern mit braunen Augen im roten Ring fordernd an, ehe sie mit ärgerlichem „Kriäh!“ zur Seite und abwärts flogen, um andern Bettlern Platz zu machen. Dabei konnten wir sie genau mustern. Der Kopf war weiß bis auf einen dunklen Fleck in der Ohrgegend; auch die Flügelspitzen waren schwarz und die Oberseite war schwach blaugrau. Aber sonst war ihr Gefieder meist blendend weiß. Einzelne hatten allerdings dunklere Schwingen und trugen am Schwanz eine dunkle Endbinde. Sogar Tiere mit bräunlicher Oberseite waren darunter. Waren es Seemöwen, die im Winter über hundert Kilometer von der Küste elbaufwärts geflogen waren?

In Berlin fliegen sie über der Spree. Wir brauchen vom Bahnhof Friedrichstraße nur wenige Schritte zu gehen, um sie über dem Wasser rudern zu sehen und ihre Rufe zu hören. Am Bahnhof Jannowitzbrücke können wir sie von der S-Bahn aus sehen. Ja selbst an den schmalen Spreekanälen, zum Beispiel an der Oberwasserstraße, habe ich sie beobachtet. Sie fehlen nicht in Magdeburg an der Elbe oder in Dresden, seit einigen Jahren haben sie sich auch in Prag an der Moldau eingefunden; in Leipzig rudern sie im Winter mit ruhigen Schlägen über dem großen Hochflutbecken. Alle diese Möwen sind Binnenlandmöwen, die sich hier Winterquartiere gewählt haben: es sind *L a c h m ö w e n*. Die dunkleren Tiere

sind Jungvögel, die ihr Jugendkleid noch nicht völlig wechselten. Erwachsene Lachmöwen tragen im Winter das weiße Kleid.

Im Herbst fliegen neben den Möwen mitunter auch kleinere und viel schlankere Tiere. Scheitel und Genick sind schwarz; der Schnabel ist länger. Sie haben schmale, lange Flügel, die im Sitzen weit über den Schwanz hinausragen, und der Schwanz ist tief eingeschnitten wie bei den Schwalben. Dennoch zeigen Größe, Gestalt und Verhalten, daß sie nicht zu den echten Schwalben, sondern zu den Möwenvögeln gehören — es sind Seeschwalben. Und da diese Art gern im Binnenlande, an kiesigen Ufern und auf Schotterinseln der Flüsse nistet, nennt man sie — doppelt gekennzeichnet — **F l u ß s e e s c h w a l b e n**. Früher brüteten diese schönen Flieger selbst in der weiteren Umgebung Leipzigs in den Muldenauen zwischen Wurzen und Eilenburg. Jetzt erschienen sie hier nur auf dem Zuge.

Wo bleiben die Lachmöwen im Sommer?

Schon ausgangs des Winters ändert sich das Bild in den Städten. Die Möwen bekommen immer dunklere Köpfe; schließlich sehen sie aus, als ob sie sich eine braune Gesichtsmaske vorgebunden hätten. Auch bei den Flußseeschwalben verstärkt sich um diese Zeit die Schwarzfärbung. Beide Vogelarten mausern das Gefieder bis auf Schwung- und Steuerfedern. Gleichzeitig aber nimmt die Zahl der Möwen an den Winterplätzen an den Flüssen mehr und mehr ab, und im Frühling und Sommer sind so gut wie keine Lachmöwen mehr zu sehen. Wohin sind sie geraten? Wir treffen sie doch nicht wie die Bachstelzen im Sommer überall an unsern Gewässern an? Nun, einige meiner Leser wissen vielleicht schon aus eigener Erfahrung Bescheid.

Lachmöwen, und im geringeren Maße auch die Flußseeschwalben, lieben es, in großen Gesellschaften zu brüten, und zwar stets am Wasser. Da sie dazu viel Platz und auch genügend Niststoffe brauchen, kommen nur große, ruhige Wasserflächen mit breitem Schilf- und Rohrgürtel in Frage. Das sind also

große Seen oder sogenannte Altwässer in den Auen der großen Ströme; bei uns in Mitteldeutschland die großen, vom Menschen künstlich aufgestauten Fischteiche. Solche Orte sind die bevorzugten Wohnorte, die „Biotope“, der Lachmöwen während der Brutzeit. Hier bilden sie unter Umständen Brutkolonien von Hunderten, ja Tausenden von Brutpaaren. Ich besinne mich auf Besuche an kleineren Kolonien, die sich früher an den Moritzburger Teichen in Sachsen befanden, zeitweise auch an kleineren Teichen in Nordwestsachsen. Am eindrucksvollsten aber waren die Kolonien von vielen Hunderten von Brutpaaren, die ich im großen Teichgebiet in der Lausitz und an großen nordöstlichen Teichen der Tschechoslowakei im wahren Sinne „erlebte“. Denn es ist wirklich ein Erlebnis, wenn sich bei unserm Näherkommen am Ufer oder mit dem Kahne viele Hunderte, ja Tausende von Vögeln aus dem Schilfrande erheben und mit lauten Rufen und Schreien durcheinander wirbeln wie Schneeflocken. Dazu das blaue Wasser mit dem grünen Schilfrande vor dem dunklen Waldsaum, ein wundervolles Bild!

In solchen Kolonien nisten oft auch einige Flußseeschwalben; auch wohl die schwarzköpfige Trauerseeschwalbe, eine zweite Art von Binnenlandseeschwalben, ist hier gelegentlich in einzelnen Paaren vertreten. Auch andere Wasservögel schließen sich dieser Brutgemeinschaft gern an. Das gilt vor allem für den Schwarzhalstaucher, einen kleineren Verwandten des Haubentauchers, von dem in einem späteren Kapitel die Rede sein soll. Leider müssen wir heute von vielen dieser Kolonien sagen: es war einmal! Im früheren Lande Sachsen treffen wir kleinere und größere Kolonien nur noch auf wenigen Teichen in der Oberlausitz an. Auch von anderen langjährigen Brutgebieten in der Niederlausitz, an den Mecklenburger Seen, aus Süddeutschland wird wenigstens von einem starken Wechsel, wenn nicht ebenfalls von einem Rückgang der Brutkolonien berichtet. Das hat verschiedene Gründe!

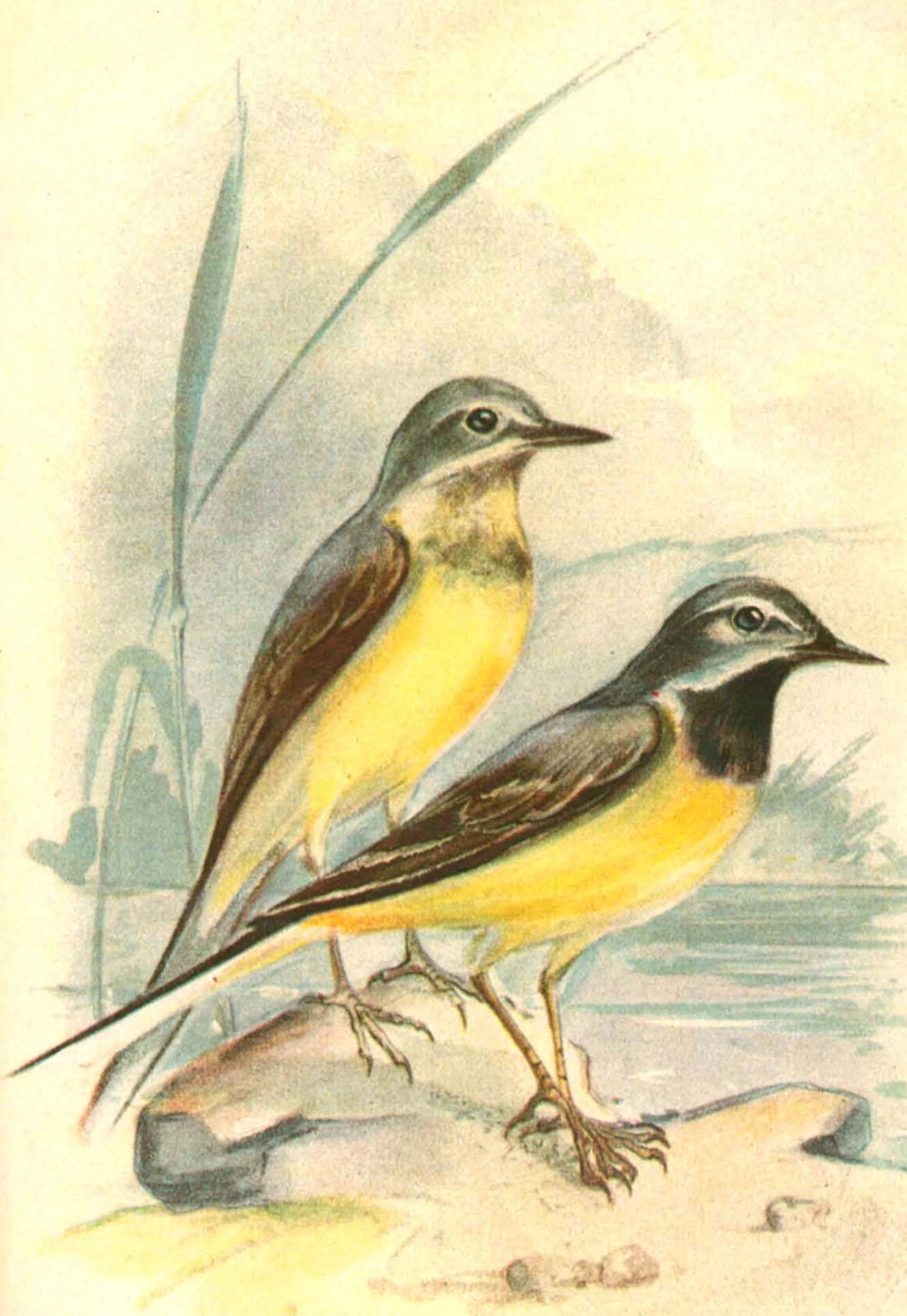
Leider vertragen sich die Lachmöwen und wir Menschen nicht so recht miteinander, und die Schuld ist auf beiden Seiten zu

suchen. Die Menschen haben die Teiche zur Fischzucht angelegt; die Fischpächter wollen aber nicht glauben, daß die Lachmöwen weit mehr Insekten, Käfer, selbst Mäuse von den Feldern holen als Fische aus den Teichen — und dabei sind dies auch meist noch kranke Tiere, die an der Oberfläche treiben! Denn tauchen kann keine Möwe! Außerdem schmecken aber Möweneier recht gut, sie sind in einer solchen Kolonie leicht und in Menge zu erbeuten und — sie kosten nichts! Also? — Nun lassen sich zwar die Möwen eine einmalige oder selbst wiederholte Wegnahme der Eier gefallen; sie legen wie viele Vögel nach! Wir brauchen ja nur an unsere Hühner zu denken! Man hat ausprobiert, daß man bis zu zehnmal die jeden zweiten Tag nachgelegten Eier „ernten“ kann, ohne daß die Möwen das übelnehmen! Aber dann wollen sie in Ruhe gelassen werden, ihr Gelege auf drei Eier vervollständigen und brüten. Dabei lassen sie sich nicht gern stören, sondern verlassen lieber die unruhige Stätte.

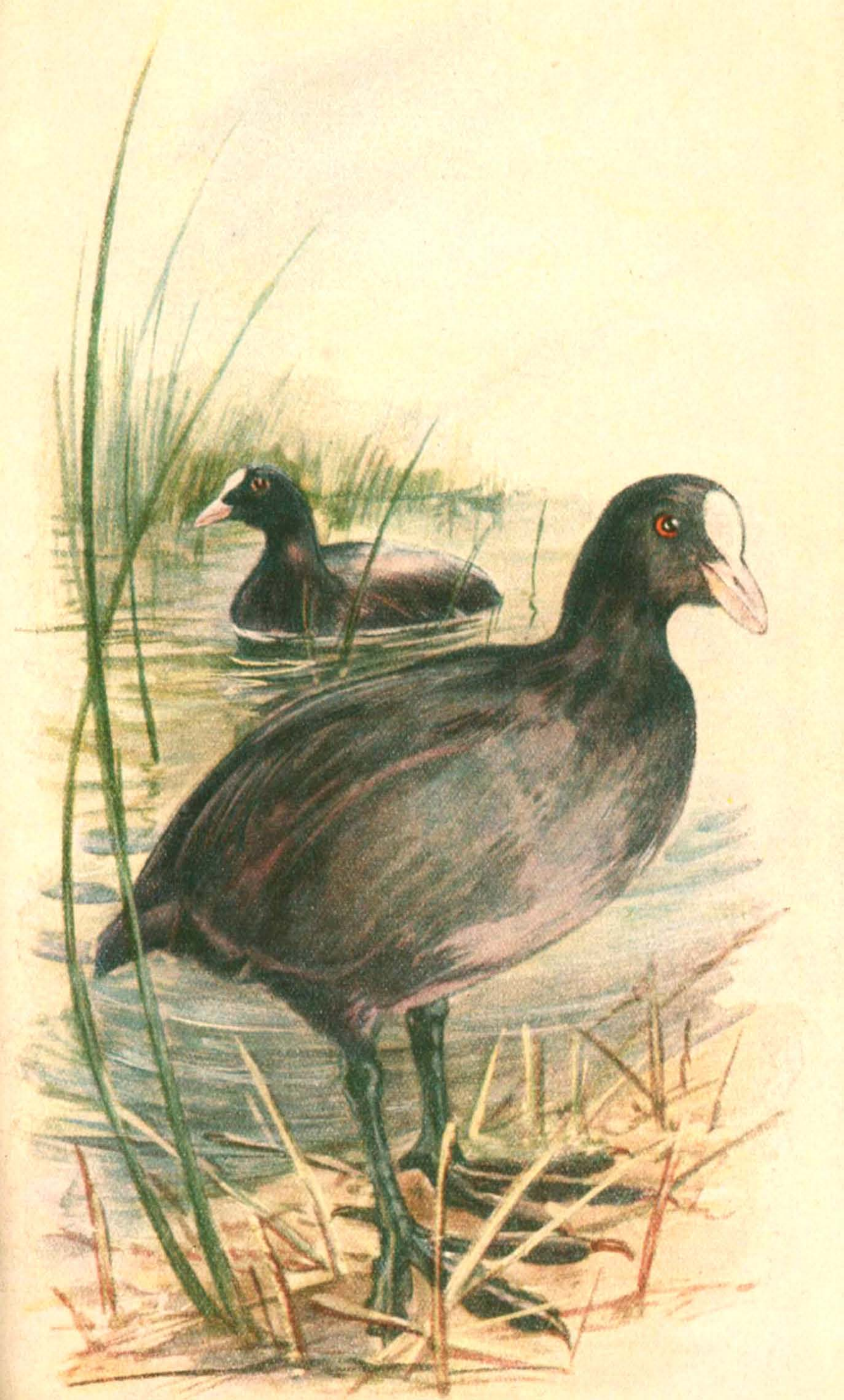
Ihre Nester errichten sie aus allerhand Pflanzenmaterial im Schilf, und zwar nach Möglichkeit so, daß sie freien Ausblick nach dem Wasser haben. Manchmal wird der Bau recht hoch, und es wird von Anfang an eine Art von Aufstieg errichtet, auf dem später auch die Jungen herauf- und hinabklettern. Denn die Jungen sind „uneigentliche“ Nestflüchter. Das heißt, daß sie zwar in einem dichten Daunengekleide — gelblich mit braunen Flecken — schlüpfen und auch sofort sehen können. Sie bleiben aber zunächst noch im Neste und können sich auch die Nahrung noch nicht selber suchen, sondern müssen von den Eltern gefüttert werden. Leider müssen nun manche wenig einsichtsvollen Pächter gerade in dieser Zeit Schilf schneiden! Dabei gibt es in der Kolonie „Alarm“. Nicht nur die Alten verlassen schreiend ihre Nester, auch die Jungen fliehen auseinander und aufs Wasser. Dabei geraten sie bei der geringen Entfernung der Nester völlig durcheinander. Nun finden aber manchmal selbst die Alten bei der Rückkehr ihr eigenes Nest nicht immer wieder, um so weniger die Jungen! Sie irren umher und geraten dabei auch

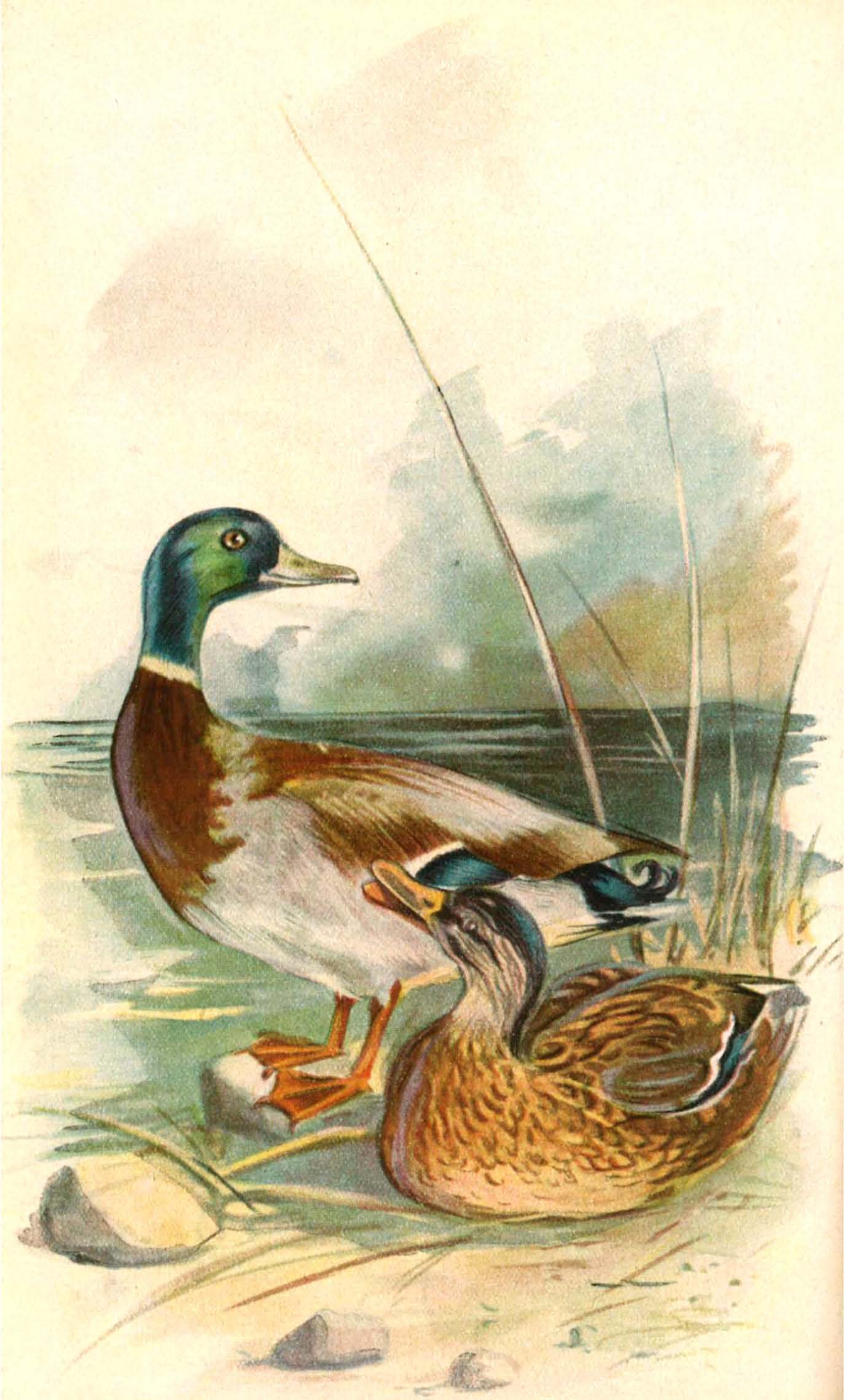
an fremde Nester. Aber hier werden sie nicht immer freundlich aufgenommen! Denn die in Kolonien lebenden Lachmöwen kennen ihre eigenen Jungen unter vielen heraus und helfen ihnen auch wieder ins Nest zurück. Das ist keine „Liebe zu den Kindern“, sondern eine zwangsläufige und sicher unbewußte Handlung, und dieselben Vögel hacken fremde Junge, die sich ihrem Nest nähern, rücksichtslos weg, auch wenn die eigenen Kinder noch fehlen. Da die Möwen dabei vor allem nach dem Kopf zielen, gehen eine Menge der hilflos zwischen fremden Nestern umherirrenden Jungen zugrunde! Wir haben hier das Beispiel einer vererbten Handlungsweise, die wir Instinkthandlung nennen, ohne sie damit erklärt zu haben. Unter normalen Fällen kommt es wohl nur selten dazu, daß Junge vom Nest geraten, und dann zeigt ihnen das Verhalten der Alten nur: „Nein, hier gehörst du nicht hin! Komm hierher!“ Aber in außerordentlichen Fällen versagt die Triebhandlung.

Der Winterzug der Lachmöwen ist gut erforscht, vor allem mit der Beringungsmethode. Weißt du, was das ist? Sie besteht darin, daß man den Jungen kurz vor dem Flüggewerden, oder auch Altvögeln, wenn man sie lebend erwischt, einen leichten Ring um die Beine legt, der sie nicht hindert, an dem man sie aber wiedererkennt, wenn sie tot oder lebend irgendwo aufgegriffen werden. Dazu tragen die Ringe Kennzeichen einer bekannten Vogelwarte und eine laufende Nummer. In Deutschland geben die Vogelwarten Helgoland und Radolfzell Ringe an freiwillige, zuverlässige Mitarbeiter ab. Da nur ein geringer Teil der beringten Vögel in die Hände des Menschen fällt, macht sich jeder verdient, der einen an einem Vogel gefundenen Ring an die darauf angegebene Vogelwarte einschickt oder wenigstens die Nummer meldet. Lachmöwen eignen sich für solche Untersuchungen besonders gut; Jungvögel sind kurz vor dem Flüggewerden leicht zu beringen, und auch Altvögel kann man in den Winterquartieren in Europa ohne Mühe fangen. Deshalb ist der Winterzug der Lachmöwen fast so gut bekannt wie der der Störche.









Unsere deutschen Brutmöwen suchen ihre Winterquartiere außer an den Strömen und Flüssen auch an den europäischen Küsten der Nordsee und des atlantischen Ozeans. Die Jungvögel kehren im ersten Jahr meist zunächst noch nicht an ihre alte Brutheimat zurück; ältere Vögel aber sind vielfach ortstreu. In einer Kolonie in der sächsischen Oberlausitz ist „eine Lachmöwe nach neun Jahren tot am Beringungsort wiedergefunden“ worden (Makatsch).

Wir wissen schon, daß wir den Lachmöwen unrecht tun, wenn wir sie als Fischräuber verfolgen. Am sichersten konnte man das prüfen, indem man den Mageninhalt geschossener Möwen untersuchte. Auch an den Jungen im Nest kann man feststellen, womit sie gefüttert worden sind. Sie entledigen sich nämlich, wenn sie zum Beringen hochgenommen werden, ihres Mageninhalts. Aus diesen Speiballen und aus Magenuntersuchungen ergab sich mit Sicherheit, daß die Lachmöwen sich fast ausschließlich tierische Nahrung suchen, aber Regenwürmer, Maikäfer und andere Käfer, Schnecken, Libellen, Schnaken und so weiter, also viele Tiere vom Lande; sie treiben sich auch gern auf Feldern in der Nähe ihres Brutgewässers herum. Dagegen sind nur etwa fünf Hundertteile des Futters Fische, wohl meist schwache Tiere. Darum besteht kein Grund zur Verfolgung, im Gegenteil! Leider sind aber die Lachmöwen am Brutplatz recht empfindlich und auch unstet. Und dann ist auch ihre Sterblichkeit groß. Nur ein Viertel der Jungen überlebt das erste Lebensjahr. Die Tiere werden überdies viel von Schmarotzern geplagt. Im Gefieder sitzen Federlinge und Milben, im Darm Saugwürmer, Band- und Fadenwürmer, gelegentlich werden auch einige von Raubvögeln, z. B. vom Wanderfalken, geschlagen.

Die noch eleganter fliegenden Flußseeschwalben sind leider sehr selten geworden. Daß sie Fische auch durch Stoßtauchen erreichen können, fällt also gar nicht ins Gewicht. Im Land Sachsen brüten nur noch wenige Paare von T r a u e r s e e - s c h w a l b e n ; im übrigen sind Seeschwalben bei uns im Binnenlande nur auf dem Durchzug zu sehen.

DAS BLESSHUHN

Wie oft und wo überall ich schon Bleßhühner gesehen und beobachtet habe, kann ich wirklich nicht mehr sagen. Auf allen größeren Teichen und Seen in Deutschland sind sie anzutreffen, wenn nur die Gewässer einen breiten Schilfgürtel haben und genügend Nahrung bieten. Dorfteiche allerdings und kleine Zierteiche, mit denen sich ihre kleineren Verwandten, die Teichhühnchen, begnügen, meiden sie. Wenn sie auch dort, wo sie sich unverfolgt wissen, nicht gerade scheu sind, so behalten sie doch immer einen gewissen Abstand und werden nie so vertraut, wie wir das von den Wildenten kennenlernen werden. Ich habe Bleßhühner als selbstverständliche Bewohner der Schilfränder der großen mecklenburgischen und märkischen Seen erlebt. Ich fand sie in der Nähe der Großstadt am Rande von großen, verschilften Lehmstichen, selbst noch, als diese schon vom andern Ufer aus mit Schutt zugefüllt wurden. Bleßhühner erinnerten mich oft an die Sperlinge unter den Singvögeln, die sich auch überall einfinden, wo es etwas zu fressen gibt, die Nähe des Menschen noch viel weniger scheuen, aber ihm doch niemals trauen, nie zahm werden. Auch die geringe Verträglichkeit untereinander und mit andern Vögeln teilen sie mit den Sperlingen. Man könnte noch mehr Vergleichspunkte anführen. Da ist etwa ihre große Geselligkeit, die aber nicht hindert, daß sie sich dauernd um ihre Brut- und Jagdreviere streiten; da ist ferner das unscheinbare Kleid! Muß ich dieses erst beschreiben, wenn ihr das Farbbild zu Hilfe nehmt, um eure eigene Erinnerung aufzufrischen? Bunt ist ihr Gefieder allerdings nicht! Allenfalls könnten wir den ölgrünen Schimmer auf der schwarzen Oberseite als bunt gelten lassen und den weißen Schnabel mit seiner Fortsetzung im weißen Stirnfleck, der „Blesse“. Ein eigenartiges Abzei-

chen! Wenn man das Köpfchen genau von vorn sieht, etwa das brütende Weibchen auf dem Nest, so wirkt der weiße Schnabel mit der Blesse darüber wie ein umgekehrtes Ausrufzeichen. Von der roten Iris werden wir nur etwas sehen, wenn wir den Vogel in der Hand haben — und dazu müßte er wohl geschossen sein! — Aber dennoch beleben die schwarzen, knapp entengroßen Vögel jedes ihrer Wohngewässer unheimlich. Wenn sie, eifrig mit ihrem schwarzen Köpfchen mit dem weißen Stirnzeichen nickend, hintereinander oder auch durcheinander dahinrudern, so ist das doch ein buntes Bild. Plötzlich kommt es aus irgendeinem Grunde, vielleicht weil ein Männchen glaubt, der Nachbar habe seine Reviergrenze überschritten, zum Skandale. Dann schwimmt es ganz eilig auf den Eindringling zu, und wenn das nicht schnell genug geht, so werden die Flügel zu Hilfe genommen! Heftig plätschernd geht es mit vorgestrecktem Halse, mit schlagenden Flügeln und rudermenden Füßen auf den Gegner los. Es kann geschehen, daß die Gegner sich gegenseitig unter das Wasser zu drücken suchen. Aber meist weicht der Fremdling rechtzeitig zurück, als ob ihm das Bewußtsein, auf fremdem Revier zu sein, den Mut nähme, und der Streit wird friedlich mit Schütteln und Aufwärtsstellen des Gefieders beendet. Manchmal wird aber auch dies „Wasserflattern“, wie es Dr. Heinroth genannt hat, ohne ersichtlichen Grund in das ruhige Schwimmen eingelegt. Auch kurze Tauchfahrten werden unternommen. Dazu heißt es stets, erst mit einem kleinen Satz nach oben auszuholen! Offenbar ist die Luftschicht im dichten, gut gefetteten Gefieder recht dick und deshalb der Auftrieb ziemlich groß. Das sieht man auch schon aus weiter Entfernung dem schwimmenden Vogel an: er liegt wie ein Kork auf dem Wasser!

Am besten können wir das Treiben mit einem guten Glase beobachten. Da die Bleßhühner wirklich überall häufig sind und ein eifriger, junger Naturforscher wohl auch einmal ein Prismenglas anvertraut bekommt, wenn er nicht schon glücklicher Eigentümer ist, so möchte ich jedem meiner Leser raten, sich einmal an den Bleßhühnern zu versuchen. Besonders reizend

ist es, einen Altvogel beim Führen der Jungen zu beobachten! Ich kann nicht sagen: „eine Bleßhenne“, denn erstens sind Männchen und Weibchen im Gefieder nicht verschieden, und zweitens führt auch der Vater oft einen Teil der Jungen, während die Mutter noch weiter brütet, und oft auch das gesamte Völkchen, wenn sich die Mutter — ausnahmsweise — zu einer zweiten Brut entschlossen hat. Die Kleinen sehen im wolligen Daunenkleide ganz reizend aus. Sie tragen zum schwarzen Gefieder einen roten Kopf und Nacken, vielleicht als Erkennungs-marke? Sehen sie nicht aus wie kleine Teufelchen? Sie verlassen übrigens das Nest, sobald sie unter dem Gefieder der Mutter einen Tag lang getrocknet und zugleich gehörig eingefettet sind. Schwimmen können sie sofort, und sie tauchen auch recht oft, häufiger als die Alten. Der Vater hat übrigens auch beim Brutgeschäft mitgeholfen. Die Eltern wechseln sich darin ab. Gemeinsam verteidigen sie auch recht energisch ihr Gelege aus meist sechs bis neun Eiern. Es wurde beobachtet, daß sie dann alle Scheu verlieren, auch gegenüber dem Menschen.

Das Nest ist häufig im Schilf verborgen, oft ein großer, schwimmender Bau aus Schilfhalmen mit einer Art Brücke zum Aufstieg; oben liegt die kleinere Nestmulde aus Riedgräsern. Vielfach wird das Nest auch auf einem trockenen Riedgrashügel, einem „Bult“, oder sogar auf trockenem Boden in geringer Entfernung vom Wasser errichtet. Oft ist es durch eine Haube aus Schilfhalmen gegen Sicht gedeckt. Am Neste bauen Weibchen und Männchen. Sie rufen ihren Schreckruf „Pütz!“ oder laut ihr bellendes „Köw!“, treten das Wasser und spritzen es weit weg. Im Abstand von einem Tage legt das Weibchen bis zu zehn Eiern. Sie sind hellgelb und tragen überall feine, purpurschwarze Punkte. Krähen, arge Nesträuber, holen sich oft die ersten davon; dann legen die Hühner nach. Bei vollständiger Vernichtung des Geleges kommt es aber nur selten zu einer zweiten Brut. So haben also auch die Bleßhühner ihre Feinde; dennoch ist keine Gefahr, daß sie bei uns verschwänden. Sie wissen sich auch mit veränderten Verhältnissen recht

gut abzufinden. Auch das ist ein Punkt, in dem sie an die Sperlinge erinnern.

Große Beweglichkeit ihres Verhaltens zeigen Bleßhühner im Herbst und im Winter. Bleßhühner können weit wegziehen. Sie überfliegen unter Umständen die Sudeten und sogar die Alpen! Das ist eigentlich zu verwundern, denn im Sommer zeigen sie sich als Flieger nicht gerade von der stärksten Seite! Sie fliegen nicht häufig, offenbar ungern und schwierig vom Wasser auf, ganz anders als die Wildenten. Nach einem längeren Anlauf mit rudern den Füßen und viel Geplätscher erheben sie sich mühsam vom Wasser, fliegen aber dann mit raschen Flügelschlägen und großer Geschwindigkeit, doch ohne Wendungen.

Regelmäßige Zugvögel sind nur die Bleßhuhn-Völker („Populationen“) von Gewässern, die jährlich zufrieren, also im Norden oder Osten Europas. Schon bei uns in Mitteldeutschland sind Bleßhühner vielfach nur Strich- und sogar Standvögel. Wenn der Winter nicht allzu streng einsetzt, überwintern vor allem die Populationen in der Nähe größerer Städte, besonders auf Wasserflächen, die wegen warmer und oft auch nährstoffreicher Zuflüsse, Schleusen und dergleichen, offen bleiben. Ihre Ernährung macht das möglich. Sie fressen sowohl pflanzliche wie tierische Nahrung: Wasserpflanzen, Getreide, Knollen, aber auch Wasserinsekten und ihre Larven, besonders gern Schnecken und Muscheln. Das aber finden sie auch im Winter, wenn nur das Wasser nicht zufriert.

So kommt es, daß sich die Bleßhühner mit ihrem Zuge stark nach dem Wetter richten können, und ihr Verhalten im Winterzug ist nicht einheitlich und keineswegs streng gebunden. Soweit sie Winterquartiere aufsuchen, fliegen sie an die Oberbayrischen oder Schweizer Seen, auch nach Südfrankreich und Norditalien. Sie scheinen sich auch, soweit sie überhaupt ziehen, an bestimmte Winterziele zu halten. Im Frühjahr, oft kurz, nachdem das Eis geschmolzen ist, stellen sie sich aber gern, schon gepaart, an den alten Brutorten wieder ein. Wenn es möglich ist, benutzen sie sogar das alte Nest wieder. Daß

sie Schaden anrichten, kann bei ihrer Ernährung niemand ernstlich behaupten. Wir erfuhren ja schon, daß im und am Wasser für viele ein reicher Tisch gedeckt ist.

Die Bleßhühner sind trotz ihrem Namen und dem der Hühner ähnlichen Schnabel keine echten Hühner. Das zeigt schon der Fuß, der keinesfalls zum Scharren geeignet ist. Durch Hautlappen an den langen Zehen ist er ein wirksames Ruderverkzeug, aber er hat keine geschlossene Schwimnhaut, wie sie die Möwen und Enten besitzen. Man stellt die Bleßhühner mit dem Teichhuhn zu den „Rallen“, von denen eine Anzahl auch bei uns brütet. Auch die anderen einheimischen Rallen sind sehr unscheinbar gefiedert; sie leben scheu und einsam, so daß sie nur wenigen meiner Leser zu Gesicht kommen werden. Die Wasserralle ist etwa rebhuhn groß und hat einen langen, mehr oder minder roten Schnabel; das Tüpfelsumpfhuhn wird so groß wie eine Drossel und ist weiß getüpfelt, das Kleine Sumpfhuhn erreicht kaum die Größe eines Stares. Es ist am Körper weiß und schwarz gebändert und hat grünliche Beine. Diese drei Rallenarten leben versteckt und einzeln an dicht bewachsenen Sümpfen und Teichen; sie lieben flaches Wasser und dichtes Pflanzengewirr. Zu den Rallen gehört auch der Wachtelkönig. Er gleicht an Größe den Rebhühnern und lebt, wie diese, auf Feldern, aber sehr versteckt und einzeln und gern auch auf sumpfigen Wiesen. Für ihn ist bezeichnend die Stimme, die als schnarrendes „Rerrp-rerrp!“ beschrieben wird, als Klang, wie wenn man über einen hölzernen Kamm fährt! Der zweite Name des Vogels, „Wiesenknarre“, bringt das gut zum Ausdruck.

DIE STOCKENTE

Jahrzehntelang lebten die Wildenten auf den Teichen und Tümpeln im Nordwesten Leipzigs wild und scheu wie auf unzähligen Teichen und Seen in ganz Deutschland. Viele Arten von Wildenten gibt es auf unsern deutschen Gewässern, solche, die im Sommer bei uns brüten, und andere, die nur in den Zugzeiten im Frühjahr und Herbst auf der „Durchreise“ bei uns eine Gastrolle geben, und einige Wintergäste, die sich in kalten Wintern auf unseren fließenden, nicht zufrierenden Gewässern einstellen. Hier soll zunächst nur von unserer häufigsten Wildente die Rede sein, der *Stockente*. Sicher kennst du den Namen; hast du dir schon einmal überlegt, was er bedeutet? Er soll darauf hinweisen, daß unsere häufigste Wildente ihr Nest manchmal auch auf niedrigen Bäumen oder „Baumstöcken“ errichtet. Sie fühlt sich jedenfalls auf Wasserflächen besonders wohl, die von Gebüsch und Wald umgeben sind. Wir könnten diese Wildente auch *Waldente* nennen, aber der Name ist nicht üblich geworden. Bleiben wir also bei dem bekannten Namen, obwohl er mir — unter uns gesagt — nicht recht gefällt. Ich muß dabei immer an so abfällige Bezeichnungen denken wie „stockfinster“, „stocktaub“, „stockdumm“, und sie wollen mir gar nicht zu der, wenigstens im männlichen Geschlecht, so wundervoll bunten und gewiß nicht „stockdummen“ *Stockente* passen! Aber davon soll ja gerade jetzt die Rede sein!

Als wir als Jungen in den Tümpeln und Auenbruchwäldern im Nordwesten unserer Heimatstadt „naturforschten“ — und es lohnte sich damals mehr als heute, obgleich wir dabei schrecklich von Mücken zerstoichen wurden —, da waren wir stets besonders stolz, wenn es uns gelang, die Wildenten auf dem Wasser zu belauschen, ohne daß sie uns bemerkten. Sonst ver-

schwanden sie nämlich, denn sie waren sehr scheu. Entweder verdrückten sie sich stillschweigend in den Schilfrand und ins Gebüsch, oder sie flogen mit plätschernden Flügelschlägen auf und zogen mit sausenden Schwingen und gerade vorgestreckten Hälsen über uns hinweg. Das Flugbild ist, wie bei allen Entenvögeln, recht kennzeichnend. Der weit und gerade vorgestreckte Hals verbreitert sich allmählich in den Rumpf, und der kurze Schwanz fällt kaum auf. So entsteht ein Bild, das man mit einer „fliegenden Flasche“ verglichen hat.

Ich habe bei allen Vögeln, die mit gestrecktem Halse fliegen, den Wildenten, Störchen, Schwänen und Gänsen, immer die merkwürdige Vorstellung, als würden sie von einer unsichtbaren Kraft an den Köpfen durch die Luft gezogen. Auch jetzt noch wird es mir nicht leicht, mir vorzustellen, daß alle diese Vögel ihre Häuse selber steif nach vorn strecken. Es ist, als könnten sie nicht erwarten, möglichst rasch wenigstens mit dem Kopfe das Ziel zu erreichen! Daß es übrigens auch anders geht, zeigt uns der Fischreiher, der seinen langen Hals im Fluge einzieht.

Doch zurück zu den Wildenten! Ihr meist etwas geräuschvoller Abflug mit lautem „Gak-gak-gak!“ war uns auch deshalb nicht lieb, weil dadurch der Jagdpächter unnötig auf uns aufmerksam wurde. Und mit dem lagen wir im Krieg! Er konnte uns nicht leiden, weil wir ihm seiner Meinung nach die Enten verscheuchten — und wir ihn nicht, weil wir überzeugt waren, daß er die Enten durch sein Schießen scheu machte! Wie recht wir hatten, habe ich zwei Jahrzehnte später erfahren.

Die erlenumsäumten Lachen waren längst zugeschüttet worden, und das Naturforscherparadies von einst hatte sich in Schrebergärten verwandelt. Aber merkwürdigerweise waren deshalb doch die Mücken nicht völlig verschwunden, und da kam der rührige Direktor des Zoo auf den glücklichen Gedanken, die Wildenten als Verbündete zum Kampf gegen die Quälgeister aufzurufen. Die Wildenten würden zwar nicht wie die Turmschwalben oder Segler fliegende Mücken fangen, wohl aber deren Larven und Puppen fressen, die zu Millionen

in Tümpeln und Bächen leben. — Mückenlarven, jeder meiner Leser kennt sie doch?

„Viel kleine Tierchen steigen
bald auf-, bald niederwärts,
und was besonders eigen:
sie atmen mit dem Sterz!

Noch sind sie ohne Tücken,
rein kindlich ist ihr Sinn.
Bald aber sind sie Mücken
und fliegen frei dahin“ — —

So beschreibt sie Wilhelm Busch, der Vater von „Max und Moritz“.

Enten nähren sich von allem, was oben auf der Wasseroberfläche oder unten im Schlamm lebt. Ihr Schnabel ist ein vorzüglicher Seihapparat. Jeder von uns kann ihn leicht studieren, denn unsere Hausente trägt und benutzt ihn noch in der gleichen Form wie ihre Stamm-Mutter, die Stockente. Wichtig sind die flache und breite Form, die weiche, empfindliche Haut bis auf den verhornten, breiten „Nagel“ am Oberschnabel und die verhornten Ränder. Die Ränder vor allem müssen wir uns genau ansehen! Sie tragen im Ober- und Unterschnabel blattartige Hornzähne, die ineinandergreifen, wenn sich der Schnabel schließt, und wie ein Sieb alle festen Bestandteile aus Wasser und Schlamm zurückhalten. Sicher ist dabei auch die Zunge beteiligt, die am Rande Hornfransen trägt, sonst aber weich und reich an Fühl- und Schmeckorganen ist. An unsern Hausenten können wir beobachten, daß der Schnabel verschieden benutzt wird. Einmal „gründeln“ die Enten. Sie kippen beim Schwimmen mit einem Ruck nach vorn, so daß der Rücken senkrecht steht: „Köpfchen in dem Wasser, Schwänzchen in die Höh’!“ Dabei rudern die Schwimfüße mit den breiten Schwimhäuten, und der Schnabel holt vom Grunde alles, was fressbar ist. Die vielen Tastkörperchen an den Schnabelrändern melden der Ente genau, was Steinchen, Holz oder Schlamm ist, und was Wurm, Schnecke, Insektenlarve, Krebschen oder Blättchen, Wurzel und Knolle. Alles das schmeckt den Enten, und sie haben guten Appetit! Sie können aber auch beim Waten im Schlamm „schmetter“, wie ich es nach dem Klang nennen möchte. Sie halten dabei den Schnabel waage-

recht und „knetschen“ den Schlamm durch. So machen sie es auch beim Schwimmen mit den auf der Oberfläche treibenden Wasserlinsen, die in Norddeutschland recht treffend „Entenflott“ heißen. Dabei bekommen sie mit den Pflanzen auch eine Menge Tierchen zu fressen, denn zwischen den Wurzeln der Wasser- und Entenlinsen lebt eine eigene, reiche Tierwelt. Ob sie dabei freilich viel Mückenlarven erwischen? Die Eierschiffchen, die von den Mückenweibchen an der Oberfläche abgelegt werden, fressen sie aber sicher, und im übrigen wird schon die Störung dazu beitragen, daß weniger Mücken zum Schlüpfen kommen.

Im Leipziger Zoo wurden jedenfalls Wildenten auf dem Wasservogelteich aufgezogen und lernten gar nicht erst die Scheu vor den Menschen. Diese „zahmen“ Wildenten durften dann frei fliegen, sie wurden wohl auch auf freie Gewässer ausgesetzt. Die Öffentlichkeit wurde aufmerksamer gemacht, und die Enten wurden unter Schutz gestellt. Und da keine Nahrungsnot herrschte, fehlte wohl ein größerer Anreiz zur Wilddieberei. Die Enten jedenfalls lernten sehr rasch, daß ihnen vom Menschen keine Gefahr drohte. Sie wurden ganz vertraut, besiedelten alle Gewässer, auch die Flüsse bis dicht an die Straßen und Häuser. Die Weibchen bauten ihre Nester vielfach in das Ufergebüsch, oft unmittelbar neben den Parkwegen im städtischen Auenwalde, dem „Rosental“. Da hier für die Hunde Leinenzwang bestand, blieben sie auch meist unbehelligt. Mehrfach bin ich auf brütende Weibchen gestoßen, die nur zögernd ihr Gelege von zehn, zwölf und mehr Eiern verließen, nachdem sie sie sorgsam mit ihren eigenen, weichen Daunen zugedeckt hatten. Wenn die Jungen nach drei bis vier Wochen geschlüpft und am Gefieder der Mutter gut getrocknet und eingefettet waren, führte sie die Mutter, oft vor den Füßen der Spaziergänger, aufs Wasser, wo ihnen höchstens von den im Wasser lebenden Wasserratten Gefahr drohte. Aber da ein vollständiges Gelege zwischen acht und sechzehn Eier enthalten kann, vermehrte sich die Zahl dieser „Wild“-enten rasch. Sie wurden in ihrer Menge geradezu eine Sehens-

würdigkeit. — Wie vertraut die Enten schließlich waren, dafür nur zwei eigene Beobachtungen. Im städtischen Auenwalde kreuzte eines Tages eine Entenmutter mit einer dichtfolgenden Reihe von zwölf Küken die durch den Wald führende Fahrstraße. Ein Passant sperrte kurz entschlossen den Verkehr, bis die Entenmutter mit ihren Jungen auf dem Wege zum Flusse vorüber war, und die Autofahrer ließen es sich lachend gefallen. — In einem zweiten Falle würde allerdings die allzu große Unvorsichtigkeit einem Tiere zum Verhängnis. Eine Gruppe von Enten — der Fachmann spricht von einem „Schoof“ — flog über die Wehrbrücke hinweg nach dem Unterwasser. Als dabei gleichzeitig ein Wagenzug der Straßenbahn die Brücke kreuzte, geriet ein Erpel gegen den Leitungsdraht und brach sich den Hals.

Bei der geringen Scheu der Stockenten konnten wir alle Einzelheiten der Färbung des Gefieders, vor allem bei den bunten Männchen, studieren. Die Erpel tragen den größten Teil des Jahres, vom Oktober bis zum Juni, ein wirkliches Prachtkleid. Achte nur einmal auf den Gegensatz zwischen dem dunkelblaugrünen, metallisch schimmernden Kopf und Nacken, der kastanienbraunen Vorderbrust und der hellen Unterseite! Der weiße Ring, der am Halse Grün und Braun trennt, wirkt geradezu kokett. Das auffallendste Abzeichen aber ist der veilchenblaue „Spiegel“ auf dem Flügel! Als breites, metallisch glänzendes Band liegt es auf den Armschwingen, vorn und hinten zunächst von einem schmalen schwarzen, dann von einem breiteren weißen Bande eingefasst. Er ist schon am angelegten Flügel zu sehen; besonders schön leuchtet er auf, wenn beim Aufflug die Flügel tief nach unten schlagen, so daß du die Oberseite sehen kannst. Der übrige Körper ist einfacher gefärbt, der Rücken dunkel, die Unterseite hellgrau. Die Weibchen begnügen sich mit einem unscheinbaren Kleid in braunschwarzen und rostbraunen Tönen. Der Flügelspiegel ist ihr einziges, farbiges Abzeichen.

Das unauffällige Gefieder ist für die Weibchen wichtig. Sie brüten am Boden, im Gebüsch oder auf niedrigen Bäumen,

und zwar drei bis vier Wochen lang. Auch wenn sie die vielen Jungen führen, die vom zweiten Tage an schwimmen und sich immer dicht hinter der Mutter halten, ist ein dunkles Kleid ein guter Schutz. Die bunten Männchen beteiligen sich weder am Brüten noch am Führen der Jungen. Sie vereinigen sich zu größeren „Männergemeinschaften“, aber nicht nur zum Vergnügen: sie müssen „sich umziehen“! Die abgenutzten Flügel- und Schwanzfedern müssen erneuert werden, in dieser Zeit kann kein Vogel fliegen! Deshalb beginnt die Mauser schon im Juni mit dem bunten Körpergefieder, das durch ein unscheinbares „Ruhekleid“ ersetzt wird. Während der Flügelmauser aber halten sie sich in Schilf und Gebüsch schwimmend und laufend versteckt. Nach der zweiten Mauser im Herbst, die den Männchen ein neues Prachtkleid gibt, vereinigen sich dann beide Geschlechter mit den ausgefärbten Jungen zu größeren Gesellschaften.

Bei den halbzahnen Leipziger Wildenten traten dabei auffallende Farbänderungen auf. Das Gefieder zeigte vielfach weiße Flecke bis zu teilweiser Weißfärbung ähnlich wie bei unsern Hausenten! Wir kennen solche „Albinos“ als abweichende Färbung bei vielen Tieren, auch bei Vögeln, zum Beispiel bei Amseln. Wenn wir Menschen solche Tiere als Haustiere weiter züchteten, würden wir vielleicht eine weiße Amselrasse erhalten. Aber bei unsern Wildenten mag die Sache doch wohl weniger geheimnisvoll zugegangen sein. Zwischen ihnen trieb sich nämlich auch ein kleiner, zahmer, weißer Enten-erpel herum, und der hat natürlich seine Hausentenfarbe auf seine Nachkommenschaft vererbt. Als er herausgeschossen worden war, verlor sich allmählich auch die Aufhellung wieder.

Ich könnte noch von vielen weiteren Beobachtungen berichten, aber das würde ein eigenes Büchlein füllen. Nur eins will ich noch erzählen. Die Stockenten gewöhnten sich schließlich daran, auch im Winter bei uns zu bleiben. Sie wurden von vielen Liebhabern immer reichlich gefüttert, vor allem an den Flußbrücken, und deshalb wanderten sie im Winter in die

Stadt, wenn die Tümpel in der Umgebung zufroren, kamen in die anliegenden Straßen und holten sich regelmäßig ihr Futter. Ich habe sie selbst im kalten Winter 1928/29 an offenem Wasser beim Wehr auf dem Eisrand ruhen sehen. Erstaunlich, daß sie sich dabei die Füßchen nicht erfrieren! Sie ruhen doch stets mit nackten Sohlen auf dem Eise oder Schnee, selbst wenn sie ihre Läufe im warmen Bauchgefieder verstecken!

Das Vertrauen der Enten ging rasch verloren, als Nahrungsmangel und fehlende Aufsicht im zweiten Kriege die Duldung durch den Menschen in Verfolgung änderte. Die Zahl der Stockenten auf den städtischen Gewässern nahm rasch ab, und die neu aufwachsenden Generationen lernten vom Schlüpfen an, daß der Mensch der gefährlichste Gegner der Enten sein kann. Jetzt halten sich die Stockenten mit anderen Wildenten vor allem auf den neuentstandenen Stauseen im Süden der Stadt auf; aber sie sind wieder scheu und wild wie vor Jahrzehnten.

DIE TAFELNTE

Bisher haben wir nur eine Wildentenart kennengelernt; auf unsern Teichen und Seen leben aber viele verschiedene Arten; die Stockente ist unter ihnen nur die größte und häufigste. In der Zugzeit im Herbst und Frühling kann die Menge der Wildenten, die sich zusammen mit anderem Wassergeflügel auf unseren größeren Teichen und Seen einstellend geben, überraschend groß sein. Das sind dann nicht nur Arten, die in unsrer Heimat brüten. Viele besuchen uns nur für kürzere und längere Zeit auf dem Zuge, und es ist für den Anfänger durchaus nicht leicht, sie sicher auseinanderzuhalten. Und selbst im Sommer zur Brutzeit können wir außer der Stockente noch mindestens fünf weitere Arten teils regelmäßig, teils seltener als Brutvögel bei uns antreffen. Wir können hier zunächst nur einige Namen nennen.

Die rotköpfige Tafelente ist nur ein wenig kleiner als unsere Stockente und nicht so häufig. Da sie einen ausgezeichneten Braten liefert, war sie früher, als sie noch zahlreicher vorkam, als Jagdvogel sehr gesucht. Die Tafelente soll uns hier als Muster unserer Tauchenten dienen. Wie sie ausschaut, das zeigt die Farbtafel besser als viele Worte. Sie ist zwar viel weniger bunt als die Stockente, vor allem fehlen ihr die Schmuckfarben am Flügel. Aber in der Nähe wirkt doch das Grau von Rücken und Schultern, der unteren Brust und des Bauches durch eine feine schwärzliche Querwellung recht vornehm. Ihre Lebensweise zeigt große Ähnlichkeit mit der der Stockente. Ihr Nest ist fester gebaut und größer als bei jener, und das Männchen hält sich auch in der Nähe des brütenden Weibchens, steht Wache und warnt das brütende Weibchen durch Auffliegen. Dieses verläßt im Unterschied zu den Stockenten das Gelege schon, wenn man noch fünfzig bis hundert Meter weit entfernt ist. Die Schnatter- oder Mittelente ist

recht dunkel, ihr Schwanz schwarz; nur im Flügel fällt ein viereckiger weißer Fleck auf.

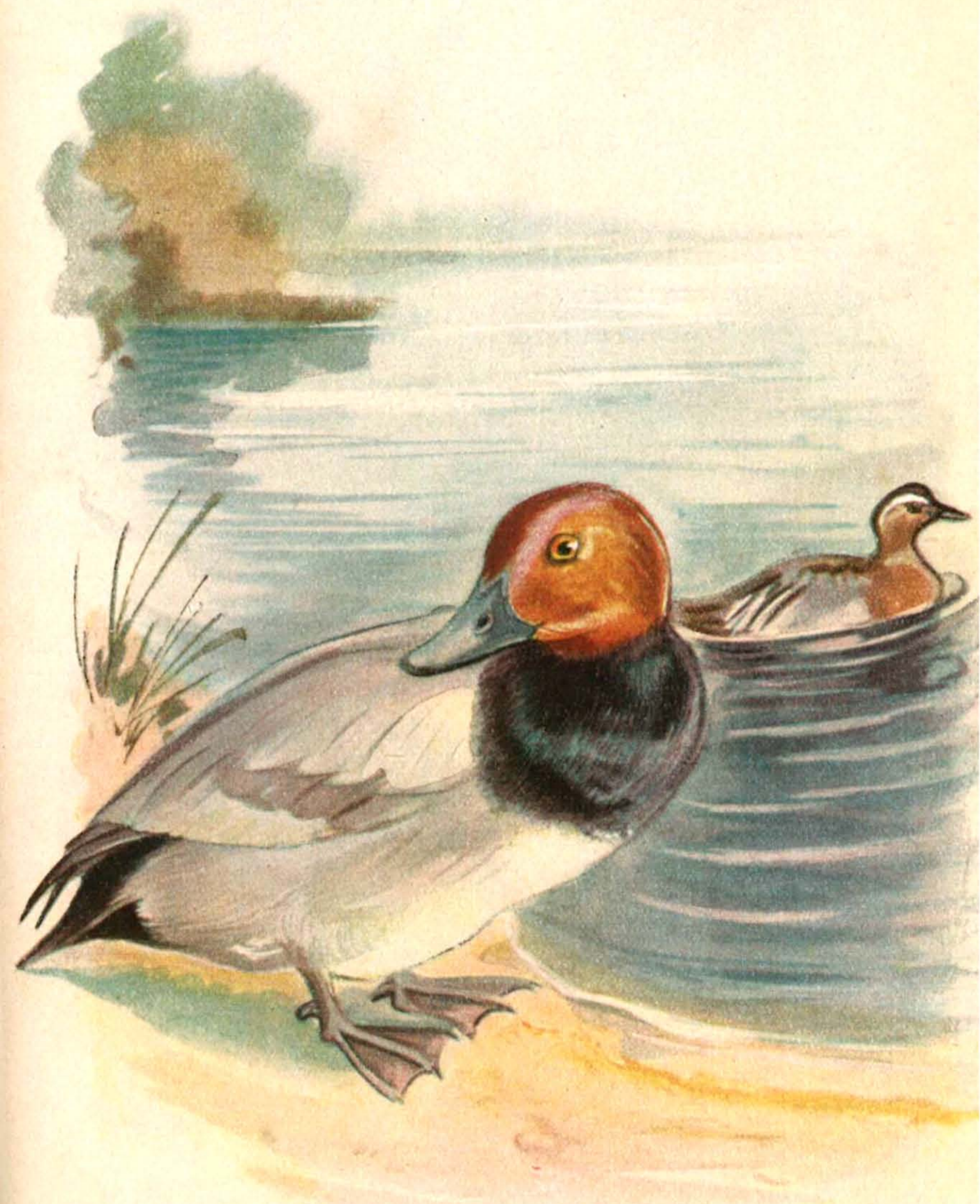
Die *Moorente* können wir vor allem östlich der Elbe antreffen. Sie ist am Körper kastanienbraun; im Fluge erkennen wir auch ohne Glas den weißen Hinterrand der Flügel. Dagegen ist das weiße Auge der Männchen und der alten Weibchen im Fluge nicht zu erkennen. Moorenten besiedeln sehr gern stille Teiche und kleinere schilfumsäumte Waldseen, nicht etwa das Moor. Der Name könnte irreführen.

Die kleinsten unserer häufigeren Brutenten sind die *Knäk-* und die *Krickente*. Die letztere ist etwa halb so groß wie die Stockente. Auffallend ist bei beiden das Prachtkleid der Männchen. Den Kopf des Knäkentenerpels ziert beiderseits ein weißer Bogenstreif auf oben schwarzem, seitlich rostbraunem Grunde; das Krickentenmännchen trägt am Kopf prachtvoll blaugrüne, weiß eingefasste Zügelstreifen auf zimmtrotem Grunde. Beide Arten tragen in allen Kleidern grüne Spiegel auf den Flügeln. Diese Angaben können aber nur eine erste Vorstellung geben und können ein richtiges Bestimmungsbuch, das die im Freien zu erkennenden Merkmale, die „feldornithologischen Kennzeichen“ angibt, nicht ersetzen. Wer die genannten und die vielen weiteren bei uns zu beobachtenden Entenarten sicher unterscheiden lernen will, der wird sich am besten zunächst den öffentlichen Führungen anschließen, die von den Vereinigungen der Vogelkundigen oder Ornithologen an allen größeren Orten veranstaltet werden.

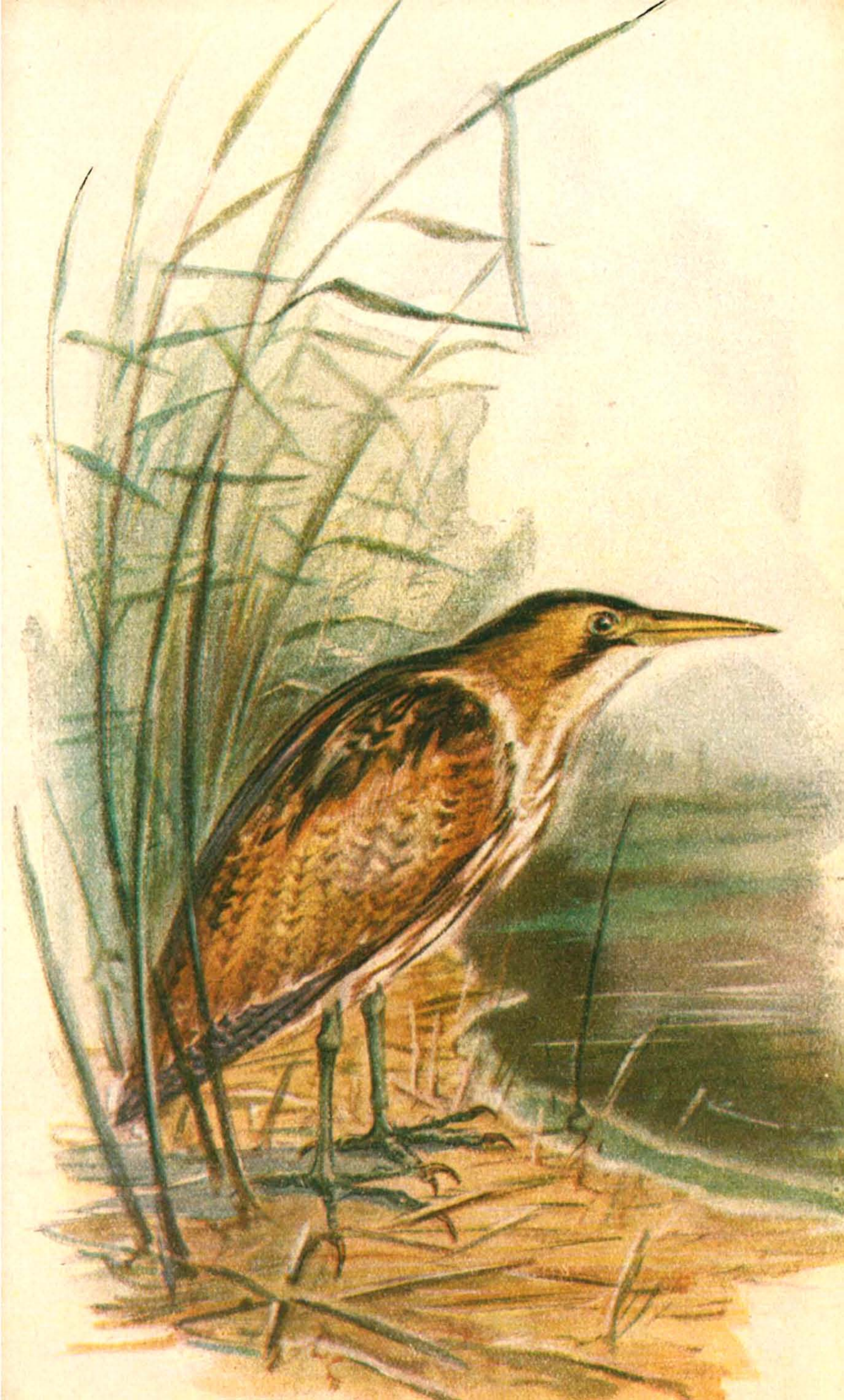
Dagegen wollen wir hier auf einen Unterschied in der Lebensweise der vielen Entenarten aufmerksam machen, der recht lehrreich ist. Wenn wir uns die vielen Vogelarten vergegenwärtigen, die am Wasser und auf dem Wasser leben, so dürfen wir erstaunt sein. Im Wasser und am Wasser muß doch reichlich Nahrung zu finden sein, wenn so viele Vögel davon satt werden. Es ist ja auch für uns Menschen der Ertrag eines Hektars bewirtschafteter Teichfläche größer als der eines Hektars Ackerland, obwohl wir nur den Fischreichtum nutzen; denn die geernteten Vogeleier oder die Krebse spielen nur

eine geringe Rolle! Wir müssen dabei daran denken, daß in einem Teiche nicht nur auf einer Fläche, sondern in mehr oder weniger tiefen Wasserschichten von der Oberfläche bis zum Grunde Nahrung heranwächst, besonders auch am Ufer. Wir wissen außerdem natürlich, daß manche Wasservögel, wie die Lachmöwen, ihre Nahrung zum großen Teil von den umliegenden Feldern holen. Aber auch die Vögel, die nur vom Ertrag der Gewässer leben, gewinnen ihre Beute in so verschiedener Weise, daß sie sich nicht gegenseitig Konkurrenz machen. Das zeigten schon Eisvogel, Wasseramsel und Bergstelze, und auch die Wildenten sind ein Beispiel dafür, daß sich Tiere in Bau und Lebensweise sehr ähnlich sind und doch sehr verschieden ernähren.

Man kann bei den Wildenten nach der Art, wie sie ihr Futter aus dem Wasser holen, zwei Gruppen unterscheiden. Zur einen gehören die beiden kleinen Entenarten, die Mittelente und die Stockente. Von dieser hörten wir, daß sie „gründelt“, wie wir das von der Hausente kennen, die von ihr abstammt. Sie „stellt“ sich im Wasser, wie es in der Jägersprache genannt wird, indem sie Kopf, Hals und Brust senkrecht ins Wasser taucht und den Steiß hochreckt. Selbstverständlich kann sie damit den Grund des Wassers nur bis zu einer Tiefe erreichen, der knapp ihrer Körperlänge entspricht, das sind bei den Knäkenten etwa dreißig, bei der Stockente rund fünfzig Zentimeter. Die Tafelenten, die Moorenten und einige weitere Arten aber tauchen wirklich, indem sie sich mit einer Art Kopfsprung aus der Schwimmlage ins Wasser stürzen, so daß sie völlig unter dem Wasserspiegel verschwinden. Sie bleiben längere Zeit, bis zu fünfundzwanzig Sekunden, unter Wasser, tauchen aber meist nicht allzuweit entfernt wieder auf. Jedenfalls können sie unter Wasser schwimmende Beute nicht so gut verfolgen wie die eigentlichen Tauchervögel, von denen wir später hören. Also bleibt ihre Hauptnahrung außer Blättern, Trieben, Knospen und Wurzeln von Wasserpflanzen nur die niedere Tierwelt vom Grunde der Gewässer. Das ist an und für sich dieselbe Nahrung, die auch die Stockente und









die übrigen „Gründelenten“ fressen. Aber die „Tauchenten“, wie man die zweite Gruppe genannt hat, können viel größere Tiefen erreichen und absuchen. Für Tafel- und Moorenten beträgt die Tauchtiefe ein bis zweieinhalb Meter. Von der Reihente, die allerdings im allgemeinen nur als Wintergast vor allem auf offenen Gewässern Norddeutschlands weilt und nur an wenigen Orten als Brutvogel nachgewiesen ist, wird sogar eine Tauchtiefe bis zu vier Metern und eine Tauchdauer von vierzig bis fünfzig Sekunden berichtet!

Die Tauchenten sind auch über Wasser an der Art zu erkennen, wie sie auf dem Wasser schwimmen. Sie liegen viel tiefer im Wasser als die „Gründelenten“ und schleppen ihren Schwanz im Wasser, während die andern Enten ihn beim Schwimmen deutlich vom Wasser abheben. Doch weisen der anatomische Bau und die Körperform keine auffallenden Unterschiede auf, die den Unterschied im Tauchvermögen begründen könnten. Die Füße haben etwas breitere Ruderflächen und stehen verhältnismäßig weit hinten am Körper. Die Tauchenten „watscheln“ deshalb noch mehr und gehen noch weniger gern an Land als unsere Enten, denen man ja auch schon ordentlich anzumerken vermeint, mit welcher Wonne sie sich immer wieder aufs Wasser gleiten lassen. Selbstverständlich schwimmen die Tauchenten ausgezeichnet. Es leuchtet deshalb nicht recht ein, weshalb zünftige Zoologen die Stockente und andere „Gründelenten“ den Tauchenten gegenüberstellen als „Schwimmenten“. Aber mit solchen unlogischen Bezeichnungen müssen wir uns abfinden, und eine mußte deshalb sogar in der Überschrift unseres Kapitels benutzt werden.

Der Vogel Harlekin

DER HAUBENTAUCHER

Schon aus der Kinderzeit — ich verlebte sie im Erzgebirge — sind mir unsere Sing- und Raubvögel aus Gärten und Feldern und aus dem Nadelwalde vertraute Freunde und Begleiter, aber Wasservögel kennenzulernen, war wenig Gelegenheit; sie studierte ich dann mit Eifer und immer wieder nach meinem innig geliebten zoologischen Bilderlotto. Es kann nicht schlecht gewesen sein, denn viele mir sonst fremde Tiere, die für mich hier gewissermaßen ihre Heimat hatten, erschienen mir völlig vertraut, als ich sie später im Freien oder im Zoo lebend sah. Nur mit dem Haubentaucher, dem Haubensteißfuß, wie er mit einem mir damals nicht ganz verständlichen Namen zubenannt war, und vielleicht auch mit dem Wiedehopf ist es mir anders gegangen.

Der Haubensteißfuß? Merkwürdig! Da schwamm ein ganz unwahrscheinlicher Vogel auf oder besser fast im Wasser. Ich wußte doch genau, wie ein Vogelkopf auszusehen hatte! Schön glatt anliegende Federn an dem rundlichen Köpfchen, allenfalls mit einer Federtolle wie der Eichelhäher oder einem zierlichen Häubchen wie die im Nadelwald häufige Haubenmeise oder „Tritri-trinchen“, die Haubenlerche, die im Winter unser Straßengast war. Auch ein roter Kamm war mir von den Hühnern her vertraut. Aber eine solch merkwürdige zweigeteilte Haube, die wie eine umgedrehte, blauschwarze Tasse oder Vase auf dem Kopf zu balanzieren schien? Und dazu die absonderliche Federkrause mit ihrem auffallenden Farbübergang von weiß zu gelb-orange-blauschwarz! „Halskragen“ war in der Erklärung zu lesen. Mir schien es nach der Abbildung mehr, als wenn der Vogel dicke, geschwollene und blutig verfärbte Backen habe, und das Ganze kam mir vor wie eine Art Maskerade oder Karnevalscherz, und ich nannte den absonderlichen Vogel in Gedanken den „Vogel Harlekin“. Und so

etwas solle bei uns leben? Merkwürdig, höchst merkwürdig! Und dazu diese komische Art zu schwimmen! Ich wußte doch von Enten und Gänsen, wie Vögel auf dem Wasser schwimmen; oft genug hatte ich beobachtet, wie sie bei der Flucht aufs Wasser von ihm getragen wurden und leicht auf ihm davonglitten wie ein Kahn, den man vom Ufersand ins Wasser schiebt! Aber dieser Haubensteißfuß lag so tief im Wasser, als ob er jeden Augenblick zu versinken drohte. Schon spülte ihm das Wasser hinter dem Hals über den Rücken, von dem nur der höchste Teil aus dem Wasser ragte. Und „Steißfuß“, was war das? Von den Füßen zeigte das Bild nichts, und was ein „Steiß“ war, wußte ich damals noch nicht und traute mich auch nicht recht zu fragen, in der heimlichen Befürchtung, es sei im Grunde vielleicht etwas Unanständiges. So erschien mir der „Vogel Harlekin“ als ein höchst unwahrscheinlicher Vogel, ähnlich wie der unglaubliche Wiedehopf mit der Federtolle, den ich ebenfalls nie gesehen hatte. Auch Vater und Mutter, die sonst so gut in Feld und Wald Bescheid wußten, konnten mir keine rechte Auskunft geben. Sie hatten den komischen Vogel noch nie gesehen. So drohte sein Bild schließlich die Glaubwürdigkeit des lieben Bilderlottos bedenklich in Frage zu stellen. Vater Brehms Tierleben kannte ich damals noch nicht, aber in einem anderen Tierbilderbuch — ich weiß seinen Namen nicht mehr — fand ich zwei weitere Abbildungen, die freilich die Sache mehr verwirrten als klärten. Die eine zeigte den Vogel mit einer höchst merkwürdigen Beinstellung. Das „Knie“, mit dem ich das Fußgelenk damals verwechselte, lag wie ausgerenkt hinter dem weißen Seitenstreifen, der doch wohl zum Flügel gehören mußte; der Fuß lag darüber offenbar in den Federn versteckt. War das Tier verletzt oder verkrüppelt? Von den Gänsen wußte ich, daß sie im Winter im kalten Schnee einen Fuß in den Federn des Bauchgefieders zu verstecken und offenbar zu wärmen pflegen. Aber über den Flügeln und so weit hinten? Ich konnte damals noch nicht verstehen, daß diese merkwürdige Fußhaltung für die Taucher kennzeichnend ist und mit der Stellung der Füße am Rumpfe

zusammenhängt. Die Unterschenkel sind nach hinten gerichtet und liegen unter der Bauchhaut verborgen. Nur die langen, seitlich stark zusammengedrückten „Läufe“, die unserer Fußsohle entsprechen, und die Zehen mit ihren die Schwimmhaut vertretenden Lappen sind frei. Die Füße werden dabei seitlich gespreizt getragen, und damit hängt die merkwürdige und einzigartige Haltung zusammen, in der sie zum Wärmen nach hinten und oben umgeschlagen werden.

Die zweite Abbildung, deren ich mich aus dem alten Tierbilderbuch erinnere, zeigte zwei Tiere, zwei Männchen, wie ich damals in Erinnerung an Beobachtungen auf dem Hühnerhof irrtümlich annahm, die auf dem Wasser, mit steil aufgerichteten Hälsen sich eng berührend, einander gegenüberlagen. Ich wunderte mich sehr, daß sie bei ihrem von mir vermuteten Kampfe nicht von ihren langen und spitzen Schnäbeln Gebrauch machten. Erst später lernte ich, daß die beiden „Kampfhähne“ in Wahrheit die beiden gleichgeschmückten Ehegatten im Brut- und Prachtkleid waren und daß es sich um ein Paarungsspiel handelte. Bis zu drei Minuten können sich die zärtlichen Gatten so gegenüberliegen; sie richten sich wohl auch gelegentlich im Wasser hoch auf, so daß sie sich Brust an Brust berühren. Dann schwimmt unerwartet der eine nur um wenig kleinere Partner, das Weibchen, rasch an die zehn, zwanzig Meter zur Seite. Ist es des Spiels müde, ist es des Ehegatten leid geworden, mit dem es doch schon gepaart aus der Winterherberge zurückkehrte und auch das tief im Wasser schwimmende feuchte Nest gebaut hat? Aber nein, es ist nur ein triebhaftes Spiel, das wir beim Menschen schelmische Koketterie nennen würden. Gleich darauf kehrt es zurück, besteigt das Nest, duckt sich auf ihm nieder und zeigt damit dem Männchen, daß es zur Begattung bereit ist, die stets auf dem schwankenden Neste aus Rohr, Schilf und feuchten Wasserpflanzen vollzogen wird. Aber von all dem stand in meinem Kinderbuche nichts!

Erst viel später bin ich als Student dem „Vogel Harlekin“ in seiner Brutheimat begegnet, im Lande, „wo nicht Berge sind“

und wo sich statt der „klappernden Mühlen am rauschenden Bach“ die Windmühlen fröhlich im frischen Frühlingswind drehen oder wenigstens damals noch drehten, im Winde, der das Wasser der Seen und großen Teiche in kleinen Wellen gegen den Schilfsaum schlagen läßt.

Auf dem Horstsee bei Wermsdorf trieben wir im Ruderboote langsam durch die plätschernden Wellen, eifrig mit unseren feinmaschigen Netzen und der Zentrifuge die Kleinwelt des Wassers studierend. Mehrfach schon hatten wir am Schilfrande die uns von allen Teichen wohlvertrauten schwarzen Bleßhühner mit ihrem weißen Stirnfleck beobachtet. Da ist plötzlich zwischen ihnen eine neue Erscheinung wortwörtlich „aufgetaucht“! Rasch das Glas zur Hand — ja er ist's, mein „Vogel Harlekin“. Deutlich erkenne ich den niedrig im Wasser liegenden braunen Rücken mit dem weißen Flügelstreif, den steil aufgerichteten weißen Hals und vor allem den eigentümlichen Kopfschmuck mit der Federhaube und dem gespreizten Halskragen. So war das Bild im Kinderlotto also keine Irreführung! Aber die langersehnte Begegnung bringt dennoch eine kleine Enttäuschung. Denn der einzigartige, schöne Vogel, eine wahre Zierde unserer Gewässer, ist viel kleiner, als er dem Kinde im Bilderlotto erschienen war; er ist etwa so groß wie eine Stockente. Auch er scheint übrigens von der Begegnung nicht voll befriedigt. Schon entzieht er sich meiner Beobachtung, auf einmal ist er „stillschweigend“ im Wasser verschwunden. Wir zählen am Sekundenzeiger: 15, 20, 25 Sekunden — da ist er wieder, aber mindestens zwanzig Meter näher dem Schilfrande! Im spitzen, rötlichen Schnabel scheint er ein paar Pflanzenstengel zu tragen, mit denen er jetzt eilig dem deckenden Schilfe zuschwimmt. An der Tauchstelle sind keine Schwimmpflanzen zu finden; wir stellen eine Tiefe von vier Metern fest: der Haubentaucher ist also ein wahrer Meister im Tauchen! Beobachtungen in der Gefangenschaft im großen Becken mit Glaswand haben erkennen lassen, daß die Tauchervogel mit beiden Füßen gleichzeitig und von außen schräg nach hinten und innen schlagen. Das ergibt zusammen mit der

Stellung der Füße am hinteren Körperende, am Steiß, einen besonders guten Wirkungsgrad. Deshalb werden auch niemals, wie bei anderen tauchenden Vögeln wenigstens in der Not, die Flügel zu Hilfe genommen.

Das Gefieder der Haubentaucher ist ihrer Lebensweise vorzüglich angepaßt. Die Unterfedern stehen besonders dicht, fast senkrecht zur Haut; die Deckfedern sind immer gut gefettet. Die Schwungfedern sind weich wie das umgebende Kleingefieder und kaum länger als dieses; der Schwanz ist äußerlich kaum zu sehen. Die Flügel liegen am Gefieder wie in Feder Taschen, so daß eine ganz glatte äußere Kontur entsteht. Auf dem Wasser und im Wasser ist der Vogel infolgedessen äußerst gewandt. Dafür ist der schnurrende Flug nicht wendig, und auf festem Boden bieten die Taucher sogar eine recht unglückliche Figur. Ein guter Beobachter, der Forscher Heinrich, hat sie einmal mit einer Frau verglichen, deren Rock bis zu den Knien zugebunden ist.

Ich bin später mit dem Haubentaucher, dem Vogel Harlekin, gut Freund geworden, nachdem ich seine Eigenheiten kennen- und beachten gelernt hatte, allerdings stets im Freien, auf Seen und Teichen mit einem dichten Schilfgürtel. Im Zoo lassen sich die Taucher nur kurze Zeit halten und kümmern bald. Ich habe ihr Nest aufgefunden, das nicht immer leicht von einem zusammengetriebenen Haufen aus Schilf und faulenden Wasserpflanzen zu unterscheiden ist. Ich habe auch ihre Stimme kennengelernt, vor allem das laute „Köck-köck-köck!“ während der Balzzeit.

Frau Haubentaucher legt nur einmal im Jahr, im Mai, Juni und selbst Juli meist vier, selten bis sechs Eier in Abständen von zwei Tagen. Die zunächst kalkweißen Eier verfärben sich im feuchten, faulenden Nestmaterial bald bräunlich und werden bei jedem Verlassen des Nestes sorgsam zugedeckt. Meist brütet sie, während er Wache hält und nur gelegentlich ablöst. Nach fünfundzwanzig Tagen beginnen die Jungen nacheinander auszukriechen, nachdem sie sich durch lautes Piepen angemeldet haben. Sie verlassen sofort das Nest, aber nur, um

sich im weichen Gefieder der Eltern, vor allem in den Flügel-taschen, zu verstecken. Hier werden sie von Mutter und Vater gewärmt, gefüttert und auf die Tauchfahrten, sogar auf die außerhalb der Zugzeit allerdings seltenen und kurzen Flüge mitgenommen. Sie sind also keine eigentlichen Nestflüchter, sondern führen während der ersten fünf Wochen nach dem Schlüpfen eine Art „Beuteltierleben“ (Heinroth). Erst dann beginnen die Jungen selbst nach Nahrung zu tauchen, die wie bei den Alten nur aus kleineren Fischen und allerhand Wassertieren, aus Insekten und ihren Larven bis zu Schnecken, Lurchen und selbst Kriechtieren, wie zum Beispiel Ringelnattern, besteht. Im Magen der erwachsenen Haubentaucher finden wir oft Ballen eigener Federn. Die Tiere haben sie sich aber nicht etwa selbst ausgerupft. Es sind nur die in der langen Mauser des Prachtkleides während des ganzen Sommers nach und nach ausgefallenen Federn dieses Prachtkleides, die vom Wasser aufgelesen worden sind. Niemals ist während der Mauser die Dichte des Federkleides gestört, und die Flugfähigkeit ist nur kurze Zeit unterbrochen. An die Stelle des Prachtkleides tritt im Herbst und Winter das schlichte Ruhekleid, in dem Haube und Kragen nur angedeutet sind.

Wenn du Gelegenheit hast, mit einem leichten Boot, vielleicht gar mit dem eigenen faltboot, nach Tauchervögeln zu fahnden, so kannst du richtiges Versteckspielen mit ihnen treiben. Laß dich vorsichtig und langsam auf einen vor dir schwimmenden Vogel zutreiben . . ., wenn ihm deine Annäherung bedrohlich wird, wupp! ist er unter Wasser verschwunden! Nun vorsichtig weiter gerudert in seiner alten Schwimmrichtung . . . schon fünfzehn Sekunden, jetzt zwanzig . . . nun muß er doch auftauchen? Nichts! Du wendest dich vorsichtig, da schwimmt er schon längst fünfzig Meter hinter dir. Als Meister im Tauchschwimmen hat er selbstverständlich auch unter Wasser deine Fahrtrichtung, dein Rudern wahrgenommen und sich danach gerichtet.

Bei solchen Forschungsfahrten wirst du übrigens auch mit den anderen Mitgliedern der Ordnung der Lappentaucher bekannt

werden. Neben dem **Haubentaucher**, der so groß ist wie eine Wildente, leben noch drei kleinere Arten als Brutvögel auf unsern Seen, Teichen und Gewässern, und eine vierte Art kann dir wenigstens zur Zugzeit zu Gesicht kommen. Ihnen allen fehlt der Backenbart, und die Haube ist viel weniger auffällig oder fehlt ganz. Der **Rothalstaucher** ist etwas kleiner als eine Stockente, sein Hals ist im Frühjahr nicht weiß, sondern lebhaft rostrot. Die Wangen sind lichtgrau; danach hat er seinen lateinischen Artnamen „griseigena“ erhalten. Der Rothalstaucher liebt kleinere Seen und Teiche mit viel Pflanzenwuchs und ist selten auf freien Wasserflächen zu treffen. Der **Schwarzhalstaucher** ist erheblich kleiner als die bisher genannten. Im Frühjahrskleid ist er am schwarzen Hals und Kopf, der ein rostbraunes Federbüschel trägt, zu erkennen. Auch er liebt pflanzenreiche Gewässer, geht aber auch auf freie Wasserflächen und ist in Sachsen und im mittleren und östlichen Teil Norddeutschlands regelmäßig mit dem Haubentaucher anzutreffen. Der **Zwergtaucher** ist noch kleiner als der Schwarzhalstaucher. Er lebt viel versteckter als die größeren Arten in den Pflanzen der Buchten größerer Seen, aber auch auf kleinen Teichen, Tümpeln und sogar auf völlig verkrauteten Gräben. Sein Hals ist satt kastanienbraun. Danach hat er den Artnamen „ruficollis“ (rothalsig) erhalten! Du siehst also, daß es nicht ganz so leicht ist, die wissenschaftliche Benennung mit unsern deutschen Namen in Einklang zu bringen.

Wenn wir vollständig sein wollen, müssen wir auch den Durchzugsgast noch nennen und kennzeichnen: den **Ohrentaucher**; er ist so groß wie der Schwarzhalstaucher. Im Frühling hat er einen rostroten Vorderhals, einen schwarzen, buschigen Kopf und rotgelbe Ohrbüschel. Im Herbst ist er leicht mit dem Schwarzhalstaucher zu verwechseln. Der Erfahrene kann alle fünf Arten von Lappentauchern im Fluge an der Verteilung von Weiß und Schwarz auf der Oberseite der Flügel leicht unterscheiden. Die Haubentaucher sind meist Zugvögel; einige streichen aber auch während des Winters umher und überwin-

tern an günstigen Gewässern, solange sie nicht zufrieren. Auf dem Fluge können sie von allerhand Raubvögeln geschlagen werden; auf dem Wasser dagegen sind sie durch ihre hervorragenden Tauchkünste vor Feinden, mit Ausnahme des Seeadlers und des Menschen, ziemlich sicher. Das und die eigenartige Brutpflege erklärt wohl auch, daß die geringe Vermehrungszahl ausreicht, den Bestand zu sichern.

Der Mensch hat den schönen Vögeln, vor allem dem Haubentaucher, zeitweise wegen ihres pelzartigen, seidenweichen Gefieders stark nachgestellt. Solche Raubjagd auf ein Tier, das sich in der Gefangenschaft nicht züchten läßt, hat nichts mehr zu tun mit wirtschaftlicher Nutzung in einer Zeit rationeller Pelztierzucht. Hoffen wir, daß uns der eigenartige „Vogel Harlekin“ an unsern Seen und Teichen erhalten bleibe!

DIE ROHRDOMMEL

An einem warmen Maienabend sind wir vor der einsamen Fischerhütte am Rande des großen Sees eingetroffen, mit mir noch ein paar unverwüstliche Naturfreunde und Vogelkenner. Wir wollen weniger mit dem Auge aufmerken als mit dem Ohre. Aber wir achten kaum auf die Rufe der vielen Enten, Bleßhühner und „besseren Sachen“, die vom Wasser, aus dem Schilf und aus der Luft darüber zu uns herüberschallen. Noch haben wir unsere Siebensachen kaum am einfachen Lager verstaut, da tönt es aus dem Schilf herüber: „Ü-prump, ü-prump, ü-prump!“ Das ist er, der „Moorochse“ oder „Rohrbrüller“! Wir laufen vor die Tür und lauschen. — Wieder klingt es, gar nicht so laut und doch seltsam weit schallend, zu uns herüber: „Ü-prump, ü-prump!“, oder auch, wie es ein anderer Beobachter, Rudolf Zimmermann, versucht hat wiederzugeben: „Ui-hump, ui-hump, ui-hump!“

Jetzt hören wir aus den vielerlei Klängen des Maiabends noch weitere Rufer heraus, offenbar aus größerer Entfernung: „Ü-prumb, ü-prump, ü-prumb!“ Es stimmt also, was man uns gesagt hat: hier nisten *G r o ß e R o h r d o m m e l n*, die seltenen und scheuen Bewohner großer, stehender Gewässer mit ausgedehnten Rohrdickichten. Wir machen uns auf und umgehen auf schmalem Damm und dann auf weichem Sand- und Nadelboden unter leise rauschenden Kiefern den See. Unsere Taschenlampen müssen uns bei sinkender Dämmerung davor bewahren, daß wir in das Wasser geraten oder über krachende Zweige stolpern. Immer deutlicher ist jetzt der uns nächste Vogel zu hören. Ein eigenartiger Ruf! Er erinnert wirklich, vor allem aus der Ferne, an das Brüllen eines Ochsen. Wir möchten glauben, den Klang mittels einer leeren Gießkanne nachahmen zu können. Man versteht, daß die Meinung aufkam, der Vogel stecke beim Rufen den Schnabel ins

Wasser. Das beruhte auf falsch gedeuteten Beobachtungen. In Wirklichkeit zieht das Männchen beim Rufen den Hals ein und bläht den Schlund auf; dadurch entsteht eine starke Resonanz. Mit dem sinkenden Abend wird das Brüllen immer eifriger. Deutlich können wir beim vorsichtigen Weiterschreiten drei rufende Männchen „verhören“. Sie stecken tief im unzugänglichen Schilfwald, an den Stellen, wo der Gürtel am breitesten ist und besonders viel vorjähriges Schilf stehen geblieben ist. Wir könnten es im Dunkeln nicht wagen, in das Schilf einzudringen. Aber wir wünschen es auch nicht, wir wollen sie nicht stören, ganz abgesehen davon, daß die Rohrdommeln unter Naturschutz stehen. Wieviel Weibchen im Schilfe brüten, ist nicht sicher. Der schon genannte R. Zimmermann hat bei seinen Untersuchungen in der sächsischen Oberlausitz festgestellt, daß die Zahl der brütenden Weibchen etwas größer sein kann als die der gleichzeitig verhörten Männchen! Dann gehören also zu einem Männchen mehrere Weibchen.

Die ganze Nacht hindurch hören wir die Männchen rufen, am stärksten bis zur Mitternacht, dann läßt es etwas nach, aber am folgenden Morgen setzen die Rufe um die neunte Stunde verstärkt wieder ein. — Ein unvergeßlicher Eindruck, den wir in ähnlicher Form erleben konnten an den großen Mecklenburger Seen, zum Beispiel an der Müritz, ferner an den Märkischen Seen und in den Schilfdickichten der Luchflüsse oder an manchen Großteichen wie in der Nieder- und Oberlausitz.

Ich konnte auch den stattlichen Vogel im Fluge beobachten. Das gelingt nicht häufig, denn er fliegt während der Brutzeit nur selten über das freie Wasser. Er verläßt sich lieber auf seine Gewandtheit im Weiterklettern zwischen den Rohrhalmen. Ich verdanke die Beobachtung der Selbstlosigkeit des schon genannten Rudolf Zimmermann. Er ging an einem kühlen Pfingsttage, als wir uns wieder einmal bei ihm zu einer Beobachtungsfahrt zusammengefunden hatten, bis an den Leib in das kalte Wasser eines großen Teiches in der Oberlausitz

und jagte ein brütendes Weibchen von dem ihm bekannten Neste. Er kannte das Nest, er kannte den Vogel und wußte, daß er damit keinen Schaden stiftete. Mit ruhigem, lautlosem Schläge ihrer runden Flügel erhob sich die Dommel aus dem Schilfe und strich dicht über ihn dahin, um in der Ferne wieder ins Schilf einzufallen. Mir erschien der stattliche Vogel größer als ein Bussard, aber er ist in Wirklichkeit deutlich kleiner. Der lange Schnabel beweist die Zugehörigkeit zu den Reihervögeln. Ich und mit mir nicht weniger die andern Naturfreunde, wir waren wirklich tief ergriffen, einen unserer seltsamsten Wasservögel so nah über das Schilfdickicht seiner Brutheimat dahinstreichen zu sehen!

Wenigen gelingt es, den scheuen Vogel im Schilfe, bei der Brut und der Aufzucht seiner Jungen zu beobachten oder gar zu photographieren. Doch besitzen wir jetzt eine größere Anzahl von ausgezeichneten Berichten mit Bildern, von denen jedes mit vieler Mühe, Geduld und Opferbereitschaft erkaufte worden ist und schon deshalb eine wertvolle Natururkunde darstellt. Der Beobachter darf sich nicht scheuen, bis zum Leib durch tiefes und schlammiges Wasser zu waten. Er muß sich einen versteckten Ansitz im Schilf bauen und regungslos ausharren, bis er den unglaublich scheuen und vorsichtigen Schilfbewohner überlisten kann, mögen Kälteschauer ihn schütteln, blutgierige Mücken ihn peinigen. Auf solche Berichte müssen wir uns verlassen. Ich folge in den kommenden Zeilen dem unvergeßlichen, leider schon dahingegangenen Rudolf Zimmermann, der mit den seltenen Vögeln vertraut war wie nur einer, und benutze, soweit möglich, seine eigenen Worte.

Im allgemeinen ist die Rohrdommel Zugvogel. In günstigen Jahren und in wärmeren Gegenden Deutschlands überwintern einige bei uns. Die andern kehren zeitig, oft schon im Februar, zurück und beginnen dann bald mit dem Brutgeschäft. Das Nest wird aus vorjährigen Schilfhalmen mitten im dichtesten Dickicht, gelegentlich aber auch in der Nähe des Wassers sogar auf festem Boden errichtet. Dann muß aber der Platz durch dichtes Gebüsch gegen Zugang und Sicht vom

Lande her geschützt sein. Vermutlich baut zuerst das Männchen, baut wohl stets mehrere Nester und behauptet dann mit dem Ruf, dem „Brüllen“, das Brutrevier. Das Nest hat einen Durchmesser von ungefähr vierzig Zentimetern und ist zehn bis fünfzehn Zentimeter hoch. Ob es vom Weibchen fertiggebaut wird, ist noch nicht sicher festgestellt worden. Das Weibchen legt von Ende April bis Anfang Mai an nach und nach fünf bis sechs olivbräunliche Eier und beginnt sofort mit dem Brüten. Das Männchen „wohnt“ und ruft meist in größerer Entfernung; bis zu fünfhundert Metern hat man festgestellt. Es beteiligt sich offenbar weder an der Brut noch an der Aufzucht der Jungen.

Das Weibchen sitzt während der Brut recht fest. Nur wenn es sehr beunruhigt ist, erhebt es sich, vielfach deutlich zögernd, zum Abflug. Zunächst verharrt es noch unbeweglich, aber der Leib wird immer flacher und niedriger, der dicke Hals wird dünner und richtet sich mehr und mehr auf, als ob er emporwüchse. Das gelbe Auge bleibt unbeweglich auf den Beobachter gerichtet. Es wirkt fast wie ein eingesetzter, glänzender Edelstein! Allmählich kommt Leben in die Gestalt. Ruckweise, langsam und ohne jede hastende Eile erhebt sie sich. Deutlich sind die Bewegungen der einzelnen Gelenke abgesetzt, fast als ob ein aufgezogenes mechanisches Kunstwerk ablief! Dann kommt eine leichte Wendung zur Seite, und nun fliegt das Tier ab, dicht über dem Wasser in gerader Richtung nach einer Schilfstelle, die auch bei späteren Abflügen immer wieder aufgesucht wird. Sobald der Vogel dort eingefallen ist, richtet er sich zur „Pfahlstellung“ auf, das ist die besonders eigentümliche Haltung. Der dicke Rumpf ist zusammengeduckt. Der Hals, der ohne Absatz daraus emporwächst, und der Kopf mit dem langen, grauen Schnabel ist steil emporgerichtet, die Flügel sind dicht angelegt. So entsteht eine eigentümliche Figur, die eher an einen plumpen, spitz auslaufenden Pfahl als an eine Vogelgestalt erinnert. Dazu die eigenartige Färbung! Die dunklen Längsstriche an dem hellgelben Halse, an der Kehle und am Bauche erinnern aus-

gezeichnet an Schilfhalme. Sie lassen den Körperumriß völlig in den Schilfhalmen verschwinden und aufgehen. Die Zeichnung ist eine vollendete „Schutztracht“ und wird durch die eigentümliche instinktiv eingenommene Haltung äußerst täuschend. Tiere, die nicht brüten, können bis zu einer halben Stunde regungslos so verharren. Anders das brütende Weibchen! Jetzt heißt es am Ansitz aufpassen. Schon nach wenigen Augenblicken hastet das Weibchen, im Rohre kletternd, einige Meter vorwärts. Dabei greifen die Ständer mit den langen, gelenkigen Zehen weit aus, so daß sie viel länger erscheinen, als sie schon sind. Dann wird einen Augenblick gesichert, gleich darauf geht es in derselben Form weiter. Erst in Nestnähe klettert das Tier langsamer und zuletzt ganz vorsichtig. Dann wartet es, zum Pfahl geworden und schwer auszumachen, und beobachtet, ob sich der Störenfried entfernt. Sind aber die Jungen, oder wenigstens die Jungen aus den zuerst gelegten Eiern, nach fünfundzwanzigtägigem Bebrüten erst ausgeschlüpft, dann ändert sich das Benehmen der Mutter. Der Beobachter findet das Nest mit den Jungen in ihrem ockergelben Daunenkleid meist ohne Alte. Als Rudolf Zimmermann eines von den drei Jungen aufnehmen wollte, gebärdeten sich die drei ruppig aussehenden und sehr lebhaften Jungen, als ob sie schon wehrhafte Gegner seien. Sie erhoben ein rauhes, krächzendes Geschrei und rissen drohend weit die Schnäbel auf. Ältere Junge verschwanden sogar vom Neste und kletterten gewandt in die Rohrstengel. Aber sie kehrten rasch wieder zurück, wenn sie sich beruhigt hatten. Als Zimmermann eines der ungebärdigen Jungen in die Hand nahm, ertönte aus den Schilfhalmen plötzlich ein rasch sich wiederholendes rauhes „Goack!“. Der Warnruf erklang nicht übermäßig laut, aber ganz aus der Nähe. Die Alte mußte in Sichtweite sein, aber die Augen suchten vergeblich. Erst als sich der Ruf wiederholte, entdeckte der sehr geübte Beobachter den Altvogel. Nur drei bis dreieinhalb Meter entfernt, klammerte er sich in der üblichen Pfahlstellung an ein paar Halme des Rohrkolbens! Er klebte an ihnen, etwas vorgeneigt, als wolle

er sich jeden Augenblick auf den Eindringling stürzen. Seiner Umgebung paßte er sich so an, daß er immer erst sekundenlang gesucht werden mußte, wenn der Blick nur für eine kurze Zeit abgewendet worden war. Wenn sich der Beobachter in seinem Versteck völlig ruhig verhielt, so schob sich die Mutter allmählich, mit zögernden, ruckweisen Bewegungen in Nestnähe und setzte sich schließlich wieder über die Jungen.

Die Mutter füttert die Jungen zunächst aus dem Schnabel, den die Jungen mit ihren noch kurzen, aber weit aufgerissenen Schnäbeln umfassen, so daß die mitgebrachte Beute direkt in den Schlund fällt. Sie besteht in der Hauptsache aus Fischen, meist wirtschaftlich weniger wertvollen. Es sind aber auch viel Wasserinsekten, Würmer und selbst Mäuse dabei. Beim Fang lauern die Dommeln nach Reiherart mit waagrecht gehaltenem Körper auf Beute. Ist eine Beute erspäht worden, dann krümmt sich langsam der Hals, im nächsten Augenblick stößt der lange, spitze Schnabel blitzschnell zu, und das Opfer wird mit Vor- und Zurückzucken des Halses hinuntergewürgt.

Die Jungen können schon nach zwei bis drei Wochen die Pfahlstellung einnehmen, mit fünfzehn bis sechzehn Tagen beginnen sie, in der Nähe des Nestes an den Schilfhalmen umherzuklettern; fliegen können sie aber erst mit acht Wochen. Soviel über die Große Rohrdommel!

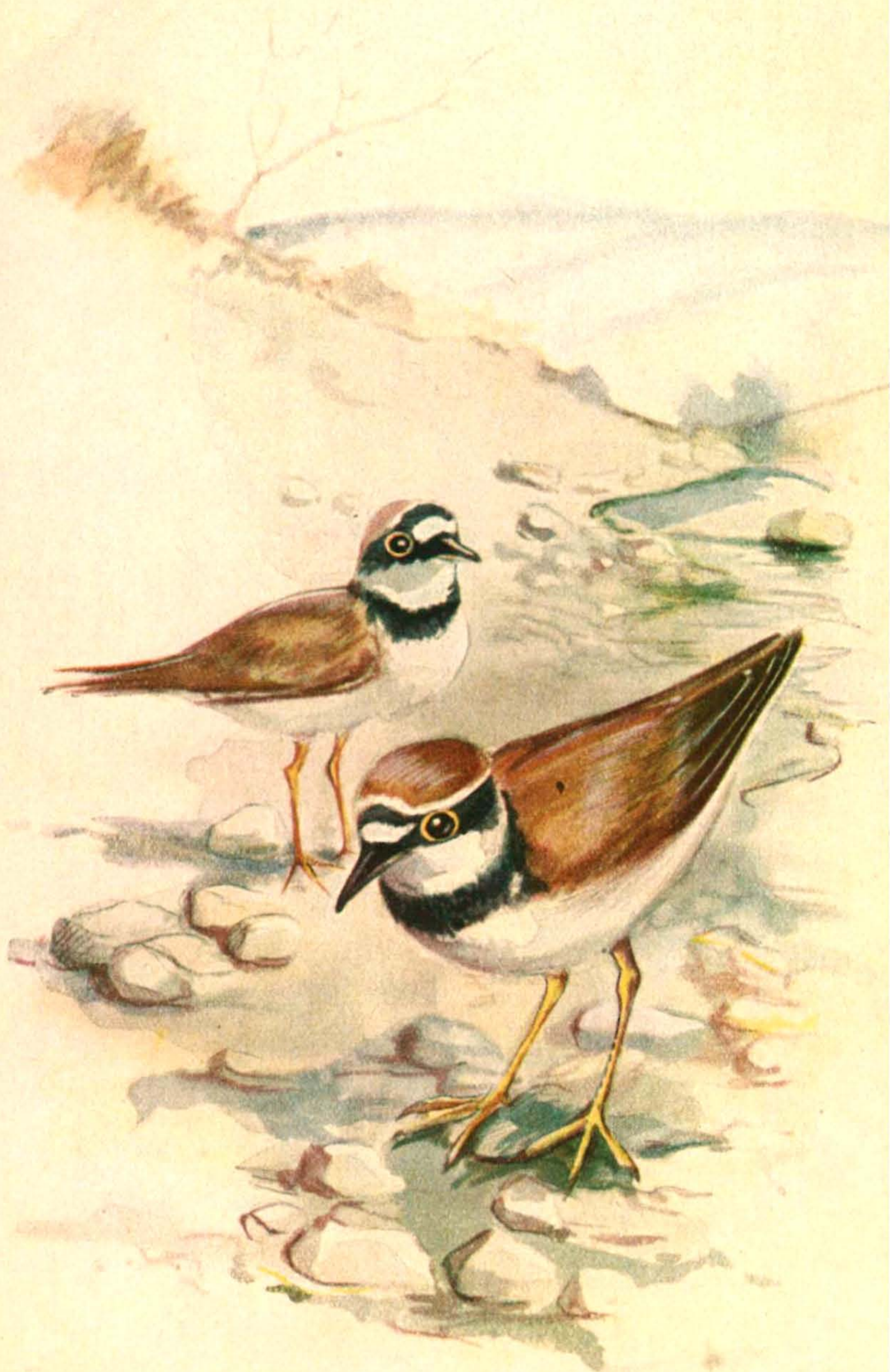
Der Name verrät schon, daß es auch noch eine zweite Art bei uns gibt, das ist die *Zwergrohrdommel*. Sie ist unser kleinster Reiher und wird etwa so groß wie ein Eichelhäher. Ich kann es mir nicht versagen, hier wieder etwas über seltsame Fachnamen anzufügen. Aus dem Namenverzeichnis am Schlusse des Büchleins könnt ihr lesen, daß die Große Dommel den Fachnamen *Botaurus*, die Zwergdommel den seltsamen Namen *Ixobrychus* führt. *Botaurus* kann mit „Ochse“ übersetzt werden und wäre damit verständlich. *Ixobrychus* ist ein unglücklich erfundener Name, er könnte so viel wie „der mit den Zähnen klappernde Kleber“ bedeuten. Vielleicht soll sich das Kleben auf die Kletterfähigkeit beziehen, aber mit den Zähnen klappern kann die Zwergdommel natür-

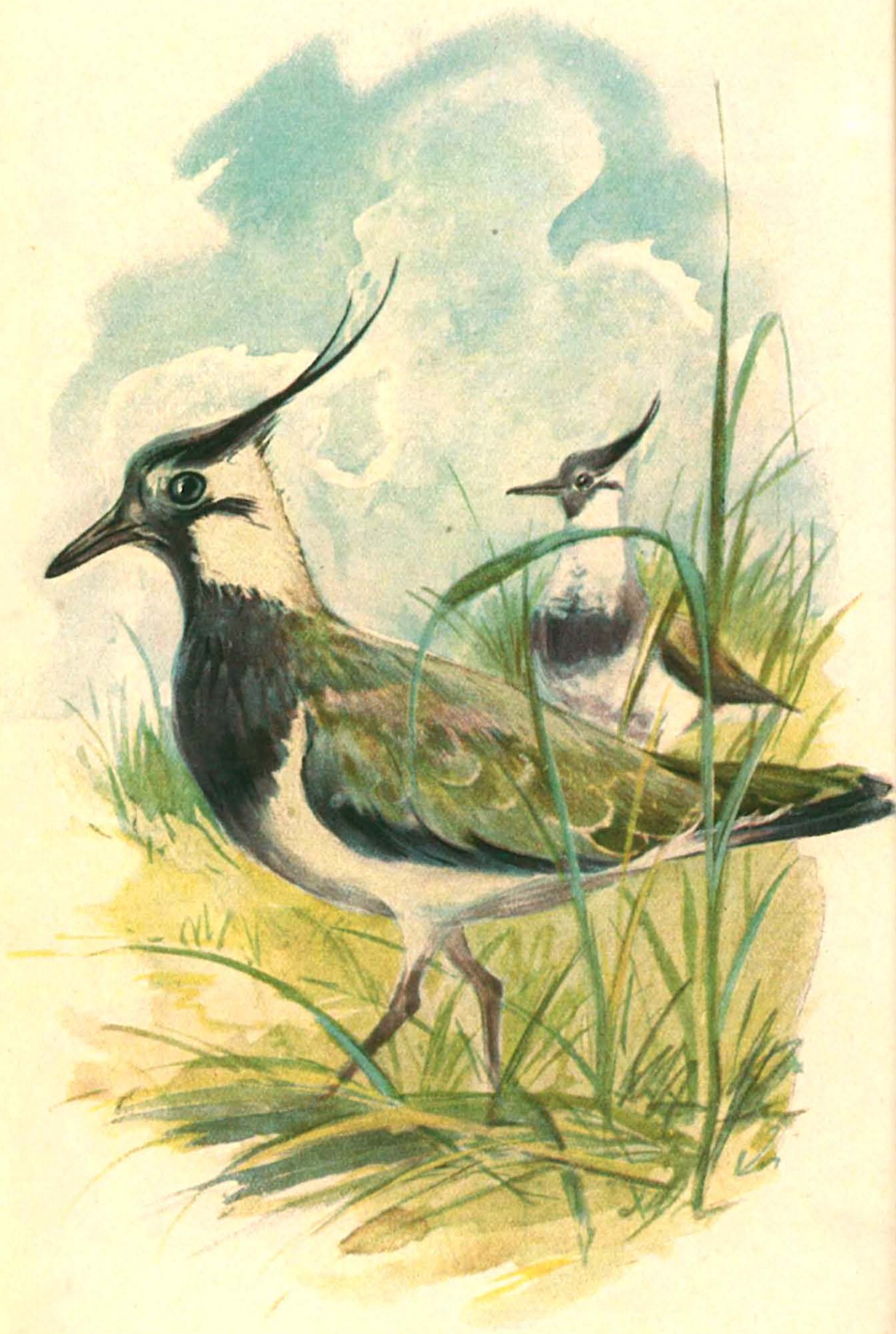
lich nicht! Ihre Stimme ist mit tiefen, leisen „Wrurr-wrurr!“ wiederzugeben und erinnert höchstens an das Gequarre mancher Frösche. Es wird deshalb auch leicht überhört und mit Froschlauten verwechselt. Der Name ist also töricht. Bis vor kurzem wurde die Zwergdommel *Ardetta* genannt, nach dem Wort *Arda*, das ist „Reiher“, also das „Reiherchen“! Dieser sehr treffende Name mußte aber nach den Benennungsregeln jenem andern Namen weichen. Auch manche Fachzoologen bedauern das!

Das „Reiherchen“ lebt, wie sein größerer Vetter im Schilfdickicht, wird aber vielleicht, bei seiner geringen Größe, weniger beachtet und häufiger übersehen. Selbst Fachzoologen waren deshalb überrascht, daß die Zwergdommel gar nicht so selten ist, wie man vor Jahrzehnten angenommen hatte. Wir dürfen sie auch auf kleineren Dorfteichen, Lehmstichen und selbst auf Parkteichen vermuten, wenn diese nur einen dichten Schilfgürtel besitzen. In der Zeichnung des weiblichen Gefieders, in der Haltung, in der Ernährung ist sie der Großen Dommel sehr ähnlich. In den Brutgewohnheiten unterscheidet sie sich insofern von ihr, als auch das Männchen sich an der Brutpflege beteiligt. Wer erst gelernt hat, seine Stimme zu erkennen, wird seine Anwesenheit häufig bestätigen können. Viele Beobachter, darunter vor allem auch wieder der unvergeßliche Zimmermann, haben dem Leben und Treiben der Rohrdommel liebevoll nachgespürt und eingehend darüber berichtet.









DER ROHRSÄNGER

Wer jemals im Frühling oder im Sommer im ebenen Tieflande am Schilfrande gesessen oder gestanden hat, der kennt den Gesang des Drosselrohrsängers. Sein lautes „Karre-karre-karre-kerr-kerr-kerr-dorre-dorre-kei-kei-karre-karre-kiet-kiet!“ kann auch der Unaufmerksamste nicht überhören! Und der Sänger verbirgt sich unsern Blicken nicht ängstlich. Wenn wir nur ein wenig suchen, finden wir ihn an einen Schilfhalm angeklammert.

Seine Kletterkunst ist bewundernswert. Er bringt leicht fertig, in aufrechter Haltung an einer senkrechten Stange zu klettern. Dazu wird das dem Halm zugekehrte Bein stark in den Gelenken gebeugt und so hoch angehoben, daß das Füßchen in Höhe des Körperschwerpunktes liegt. Dieser Fuß wird „auf Zug beansprucht“. Das andere Beinchen wird lang nach unten gestreckt und ist druckbelastet. Zum Sitzen am Halm braucht das Vöglein also stets beide Beine; es kann nicht auf einem Beine wie viele andere Vögel sitzen. Diese uns unbequem erscheinende Sitzweise ist den Rohrsängern so gewohnt, daß ihnen anscheinend die für andere Baumvögel normale Sitzhaltung gar nicht besonders angenehm ist, obwohl sie auch auf waagerechten Zweigen sitzen können. Am schwankenden Halme rückt der singende Vogel immer weiter empor, oft bis dicht unter die Rispe. Und wie eifrig ist er bei seinem Singen! Hoch reckt sich der kleine Sänger auf, er bebt vor Sangeseifer. Weit sperrt er, nach Art aller Rohrsänger, den kleinen Schnabel auf, die Kehle plustert sich und zittert vor Erregung! Unscheinbar nur, oben dunkel- und hell-rostfarben ist das Gefieder des knapp drosselgroßen Sängers. Es sind auch keine süßen Flötentöne, die aus seiner Kehle dringen. Fast könnte man meinen, das „Gecke-ecke-koax!“ der Wasserfrösche, mit denen er wetteifert, habe auf sein Singen abge-

färbt. Auch der Zwergtaucher, der vielleicht unter ihm, zwischen den Halmen versteckt, in leisem Baß sein „Wurrurr“ erklingen läßt, scheint ja sein Vorbild im Murksen der Kröten und Moorfrösche zu suchen. Dennoch sind die knarrenden Töne des Drosselrohrsängers ansprechend, und jedenfalls fallen sie leicht ins Ohr. So hat denn auch der Volksmund Worte dazu gefunden. Reizend ist der Text, der dem Liedchen nach Vater Brehm in Mecklenburg unterlegt wird:

„Korl, Korl, Korl! Kikik! Kikik!“

„Wecker, wecker, wecker? — De Dick, de Dick, de Dick!“
„Karl, Karl, guck, guck! — Welcher, welcher? — Der Dicke, der Dicke!“

Schwieriger ist es, das Nest des Vogels zu finden. Während „Er“ sein Lied so ernsthaft in die Welt hinausschmettert, als wolle er mit der Nachtigall wetteifern, sitzt „Sie“ vermutlich nicht weit davon in ihrem tiefen Nestkörbchen zwischen den Halmen und läßt sich vom Winde schaukeln. Das feingeflochtene Kunstwerk hängt weit drinnen im Schilfwalde und ist weder vom Ufer noch auf der Wasserseite vom Kahn aus leicht zu sehen und zu erreichen. Ich möchte es jedem meiner jungen Leser wünschen, daß er dies kunstvollste wohl aller heimischen Vogelnester einmal in Ruhe bewundern könnte. Aber ich bitte alle, die es vielleicht vom Kahn aus versuchen, dabei recht behutsam zuwege zu gehen oder vielmehr „zuwasser zu rudern“, denn das Weibchen des Drosselrohrsängers ist gegen Störungen und Veränderungen im Schilfe in der Nähe seines Nistplatzes recht empfindlich!

Zwischen zwei bis vier Schilfhalmen hängt fünfzig bis hundert Zentimeter hoch über dem Wasser ein wundervoll gewobenes Näpfchen oder Körbchen. Eigentlich ist es sogar recht ansehnlich, zehn bis zwölf Zentimeter im Durchmesser und noch viel tiefer oder auch höher, wie man will. Mindestens fünfzehn Zentimeter, manchmal bis sechsundzwanzig Zentimeter Höhe sind nicht selten. Der Napf selbst ist allerdings nicht so tief, denn das Nest hat einen dicken Boden. Es besteht aus allerhand alten Schilf- oder Grasblättern, auch Teilen von an-

deren Wasser- und Uferpflanzen, die dicht und fest miteinander verflochten sind. Man hat beobachtet, daß die Vögel ihr Baumaterial erst im Wasser geschmeidig machen, wenn es zu trocken und spröde ist. Das Kunstvollste am Nest ist wohl die Verbindung mit den Schilfhalmen! Es sieht aus, als seien die Halme durch die feste Nestwand hindurchgesteckt; aber die Verbindung ist so innig, daß das Nest nicht daran herabrutschen kann, auch wenn der Sturm die Halme zur Seite weht und die Eier- und Kinderwiege gewaltig hin und her schüttelt. Der obere Rand des Nestes ist nach innen gewölbt, so daß auch bei starkem Schwanken der tragenden Halme die Eier — meist fünf — und später die Jungen nicht herausgleiten und ins Wasser fallen können. Von den wachsenden Halmen wird das Nest noch ein Stück mit emporgetragen und hängt dann oft schief, aber es bleibt eine feste und sichere Kinderwiege! Ziemlich spät erst finden wir das Weibchen brütend, Mitte Juni bis Mitte Juli!

Die Alten waren gegen Ende April bis zum ersten Maidrittel aus ihrer Winterherberge zurückgekehrt; sie hatten einen weiten Weg hinter sich; von Mittel- und Südafrika, ja von Kapland sind sie in kurzen Tages- oder besser Nachtstrecken, von der Rast in Schilf und Gebüsch unterbrochen, in ihre alte Brutheimat zurückgeflogen. Sie haben es hier zunächst mit dem Brutgeschäft nicht eilig; denn erst müssen die jungen Schilfhalme so hoch gesproßt sein, daß sie den Nestbau tragen können. So lange jagt sich die Gesellschaft erst noch am alten Gewässer herum, ehe sie zur Brut schreitet. Es herrscht stets großer Männerüberschuß, und da sind die brutfähigen Weibchen stark umworben. Deshalb singt wohl auch der glücklich Auserwählte besonders eifrig; er muß sein Nestrevier und sein Familienrecht verteidigen!

Während der vierzehn bis fünfzehn Tage, in denen die Eltern abwechselnd brüten oder das Weibchen wenigstens vom Männchen gefüttert wird, vertreibt auch ein starker Sturm die brütenden Tiere nicht aus dem Nest. Tief in das Nest geduckt sitzen sie, so daß sie gerade mit dem Köpfchen über den

Nestrand schauen, und lassen sich hin und her wiegen. Auch gewohnte Geräusche stören sie nicht; man hat schon brütende Drosselrohrsänger im Schilfrand unmittelbar neben dem Bahndamm angetroffen, auf dem immerfort Güterzüge entlangraselten und Schnellzüge vorüberbrausten. Nur wenn in ihrer Nähe Schilf geschnitten wird, das wird ihnen ungemütlich! Auch die Jungen ducken sich in den ersten zwölf Tagen als Nestlinge tief in ihre weichgepolsterte Mulde, lassen sich von beiden Eltern still füttern und können nicht leicht „über Bord gehen“. Besonders anziehend ist es zu sehen, mit welchen Kletterkünsten die Eltern vom benachbarten Halm aus die Jungen füttern. Meist tun sie es in umgekehrter Kletterhaltung von oben herab, oft auch strecken sie ihr Körperchen fast waagrecht vom benachbarten Halm herüber zum Nest mit den gierenden Jungen. Aber wenn diese, noch ehe sie fliegen können, das Nest verlassen und um die Wette in den Halmen umherklettern, dann sind sie gefährdet. Bei starkem Sturm ermüden sie rasch. Dann fallen oft viele vor Schwäche ins Wasser und ertrinken. Erst mit sechzehn Tagen beginnen die Jungen, sich im Fliegen zu üben, und noch länger dauert es, drei Wochen und mehr, bis sie nicht mehr von den Alten gefüttert zu werden brauchen und sich ihre Insekten selbst suchen. Insekten und ihre Larven werden zum Teil von den Halmen abgelesen oder auch im Sprunge, weniger in wirklichem Fluge gehascht; sie sind ihre Hauptnahrung. Darin zeigen die Rohrsänger ihre Zugehörigkeit zur Familie der Grasmücken, die ja auch mit ihrem Pfriemenschnabel Insekten fressen. Nicht selten holen sich die Rohrsänger ihre Beute auch aus dem Wasser. Dies ist aber die einzige unmittelbare Beziehung zum Wohngewässer. Im übrigen sind Schilf und Moor nur der Wohnplatz, der Unterlage und Baumaterial für ihre Nester gibt.

Wenn die Jungen flugfähig sind, wird bald für den Aufbruch gerüstet. Auch die Reise zu den Winterquartieren wird in Etappen zurückgelegt. Immer wieder wird in Schilfwäldern gerastet und gefressen.

Der Drosselrohrsänger ist der größte, aber nicht der einzige Vogel seiner Sippe, der im Sommer im Röhricht seine Jungen bei uns aufzieht. Der Teichrohrsänger ist kaum so groß wie ein Sperling. Er flicht sein kleineres und leichteres Nest ebenfalls an Schilfhalme an — manchmal sind es nur zwei —, und er geht auch an vorjährige Schilfbestände. Stengel von Kolbenrohr meidet er; sie sind ihm vielleicht zu dick. Seinem größeren Vetter geht er gern aus dem Wege. Er ist überall in Deutschland ein häufiger Brutvogel. Der Gesang des Teichrohrsängers ist dem des Drosselrohrsängers ähnlich, nur klingt er höher und zarter. Auch im gesamten Verhalten erinnert der Teichrohrsänger an seinen größeren Vetter. Er kehrt aber etwas früher aus seiner Winterherberge in Nordafrika zurück und beginnt auch früher zu brüten. Schon die niedrigere Lage seines Nestes führt oft zu Verlusten ganzer Gelege. Wenn möglich, wird dann nachgelegt. Häufig legen aber die Kuckuckweibchen ihr Ei in die Nester der Teichrohrsänger. Wenn man dann den geschlüpften großen Eindringling auf dem kleinen Nest hocken und Futter heischen sieht, wundert man sich, daß der leichte Kunstbau die Belastungen aushält.

Der ebenfalls kleine Schilfrohrsänger ist bei uns weniger häufig. Er brütet zwar auch gern in der Nähe des Wassers, aber sein Nest steht auf vorjährigen Pflanzenteilen dicht am Boden und nicht nur im Schilf zwischen Seggen und Riedgräsern unter Gebüsch. Sein Gesang enthält neben schnarrenden Strophen auch einzelne Triller und hohe Pfeiftöne. Dagegen ist der vierte in der Verwandtschaft, der Sumpfrohrsänger, ein wahrer Meister des Gesanges. Darum hat er auch schon in Hans Lorenz Lenzens „Anmutigem Vogelbüchlein“ seinen Platz gefunden.

„Aber“ — höre ich fragen, „welches sind nun die Vögel, von denen man sagt: ‚Schimpfe nicht wie ein Rohrsperling!‘?“

Nun, der Drosselrohrsänger wird auch „Rohrsperling“ genannt und mag wohl mit dem Sprichwort gemeint sein; aber — er ist kein Sperling, das heißt kein Finkenvogel mit dem

dicken Schnabel zum Körnerfressen! Dagegen lebt an den Gewässern in Röhricht und Erlengebüsch ein Vogel, fast so groß wie ein Sperling und bis auf das schwarze Köpfchen auch ähnlich gefärbt. Das ist die R o h r a m m e r , eine Verwandte der allbekannten Goldammer und des als schwermütigen Sängers beliebten Ortolans. Ihr Nest baut sie im Gebüsch, nahe über oder unmittelbar auf dem Boden. Die Ammern sind Finkenvögel und stehen den Sperlingen sehr nahe. Also könnte wohl die Rohrammer sehr gut auch Rohrspatz heißen, aber sie „schimpft“ wieder nicht, ihr Gesang ist nur ein monotones Stammeln. Deshalb ist die landläufige Redensart wie viele andere nicht recht genau. Der „schimpfende Rohrspatz“ ist ein „Sänger“, und der echte Rohrspatz — schimpft nicht. Verärgerte Jäger mögen den Rohrammern die Redensart angehängt haben, weil ihre Geschwätzigkeit das Wild warnt, sobald sich in ihrem Bereich etwas Verdächtiges bemerkbar macht.

DER SCHWARZMILAN

Heller Sonnenschein liegt über der weiten Stromau. Vom hohen Talufer schauen wir hinab über grüne Wälder, zwischen denen das weit sich dahinwindende Band des Stromes heraufglänzt. Hier und da scheinen auch alte Flußschlingen, „Altwässer“, im Walde zu liegen. Von Schiffverkehr ist hier, fern von der Großstadt, nicht viel zu merken. Personenschiffahrt lohnt nicht in diesem Stromabschnitt in der reizlosen Tiefebene. Ein Stück stromaufwärts erhebt sich eine braune Rauchfahne; es ist wohl ein Schlepper mit seiner Kette von Lastkähnen auf der Bergfahrt.

Nun steigen wir hinab in das Tal und schreiten hinein unter das grüne Laubdach. Rechts und links begleitet dichtes Unterholz eine einsame, gerade Waldschneise. Darüber wölben sich die Kronen des Waldes. Geradeauf streben die grauen Stämme der Eschen und tragen oben eine lichte Krone. Die Weißbuchen mit ihrer feingestreiften Rinde lösen sich nach oben auf in eine Menge aufwärtsstrebender Äste. An den Zweigen hängen nach allen Seiten wie ein lockerer Schirm die hellgrünen Blätter und die grünen Blütenähren herab. Rissige Borke zeigen die Stämme der hochaufragenden Ulmen mit ihren dichten, dunklen Kronen; glatte, graubraune Rinde gehört zum stattlichen Bergahorn. Dazwischen stehen — einzelt und nicht zu verkennen — große, alte Sommereichen mit den knorrigen Ästen und den gebuchteten Blättern. Am Boden sind zwischen Gras und Kräutern die Märzglöckchen schon verblüht. Dafür grüßt das behaarte Lungenkraut mit roten Knospen und blauen Röhrenblüten, und die aufstrebenden Goldnesseln stehen wie stufenweis gelbleuchtende Kerzen in ganzen Tuffs zwischen den lockeren Rispen der Waldhirse. Vor uns lichtet sich der Wald, und wir stehen auf dem Hochwasserdamm des Stromes. Hell erglänzt der Spiegel der ru-

hig dahingleitenden Fluten, auf der ein tiefliegender, schwerbeladener Lastkahn stromab gleitet. Die Frau des Steuerannes hat Washtag: bunt und lustig flattert die Wäsche im Winde.

Auch das gegenüberliegende Ufer trägt Laubwald; er steht auf einer Strominsel, deutlich erkennen wir ein Stück aufwärts die Flußgabelung! Wir werden kaum hinübergelangen, denn der Arm vor uns enthält die Stromrinne; wir erkennen es an den Steindämmen, den „Buhnen“, die schräg zur Stromrichtung ins Wasser hineingebaut sind und das Fahrwasser nicht versanden lassen.

Da kommt mit ruderndem Flügelschlag ein weißer Vogel stromaufwärts geflogen. Im Näherkommen erkennen wir die gebogenen Schwingen mit den schwarzen Enden und das schwarz-braune Käppchen auf dem weißen Kopfe. Es hätte nicht des krähenden Schreies bedurft, um uns die Lachmöwe im Sommerkleid zu verraten. Sie ist wohl von einer der Möwenkolonien auf den Teichen landeinwärts zu einem Besuch zum Strom herübergekommen, der im Winter ihr Aufenthalt war.

Die Strominsel scheint aber auch bewohnt zu sein. Deutlich erschallen Vogelrufe und Gekreisch herüber. Jetzt erheben sich weiße, große Schwingen. Graue Vögel mit langen Schnäbeln kreisen durcheinander und rudern dann flußabwärts: eine Reiherkolonie! Sollten da nicht auch noch andere Vögel horsten? Wir beobachten gespannt, und: siehe da! über den Kronen erhebt sich mit ruhigem, langsamem Fluge ein mittelgroßer Vogel, dem Äußeren nach ein Raubvogel! Wir erkennen zunächst braune und schwarze Farben. Die Unterseite des Rumpfes ist heller, rostbraun, die der Flügel weiß. Da ist noch ein zweiter! Jetzt kreisen sie umeinander und schrauben sich immer höher. Bussarde? Nun erkennen wir den deutlich, wenn auch nicht sehr tief gegabelten Schwanz. Wenn er völlig ausgebreitet wird, verschwinden die Ausschnitte fast. Jetzt hören wir die Vögel rufen! Nein, dieses „Hiäh, hijijiji!“ ist kein Bussardruf, es klingt wie ein Wiehern oder Trillern.

Es sind S c h w a r z m i l a n e ! Jetzt beginnt der erste Vogel mit weitausgreifenden Schwingen rascher zu rudern, der andere folgt ihm sofort. Rasch schwingen sie sich in größere Höhen. Und nun beginnt ein wundervolles Flugspiel! Das sind richtige Schlangenlinien, in denen die Vögel umeinander gleiten! Immer hastiger werden sie. Nun sind es senkrechte Bögen, und sie werden oben so rasch abgebrochen, daß es aussieht, als überschlugen sich die Vögel. Jetzt stürzt sich der höhere in Zickzacklinien auf den anderen herab, und trudelnd verschwinden beide hinter den Baumkronen. Das war ein ausgesprochener Balzflug. Demnach brütet dieses Paar noch nicht. Wir dürfen aber annehmen, daß es nicht die einzigen Milane sind, die sich bei uns sogar vielleicht in der Reiherkolonie angesiedelt haben. Milane siedeln oft ziemlich dicht, vor allem da, wo sie leicht zu ihrer Lieblingsspeise gelangen, zu Fischen. Wir wollen hier noch ein wenig warten und derweil etwas aus der Naturgeschichte der Milane erfahren.

Die Milane sind keine sehr kräftigen Raubvögel; ihr Schnabel ist schwächer als der von Falken und Habichten, und ihre Fänge tragen keine langen und starken Krallen. Flügel und Schwanz sind im Verhältnis zur Größe der Vögel recht lang. Die Milane können ausgezeichnet segeln und kreisen, ähnlich dem Bussard; aber ihr Flug wird nie reißend wie der des Wanderfalken oder Habichts. Sie schlagen auch nie fliegende Beute, sondern begnügen sich, wenn sie jagen, mit laufenden und sitzenden, meist kleineren Tieren. Der Schwarzmilan frißt vor allem Frösche, Eidechsen, Mäuse und sehr gern Fische. Er kann sich diese aber nicht, wie der Fischadler oder auch der Eisvogel, durch Stoßtauchen beschaffen. Er begnügt sich vielmehr mit Tieren, die er in ruhigem Fluge von der Oberfläche aus mit den Fängen greifen kann. Das werden im allgemeinen, außer Fröschen, nur kleinere, schwache und vielleicht kranke Fische sein. So hat man schon beobachtet, daß sich mehrere Schwarzmilane zugleich an Teichen einfanden, an deren Wasserspiegel Karpfen trieben, die an Bauchwassersucht erkrankt waren und deshalb vom Grunde hochgetrie-

ben waren. Aber die Milane wissen sich auch auf andere Weise ohne viel Mühe ausreichend zu versorgen. Sie nehmen andern Vögeln die Beute ab, Habichten, Wanderfalken und sogar Reiher! Freilich nicht mit Gewalt, das liegt nicht in ihrer Art. Aber die schnelleren und jäh zustoßenden Greifvögel sind merkwürdig empfindlich gegen Belästigung, wenn sie mit Beute heimfliegen. Sie lieben dabei kein Aufsehen, und das nutzen schwächere und faulere Fänger aus. Dazu gehören die Milane. Sie umfliegen die stärkeren Räuber und stoßen auf sie, bis diese ihre Beute fallen lassen und wie „angewidert“, so würden wir Menschen sagen, den lästigen Bettlern überlassen. Die Vogelkundigen nennen solche Bettler „Schmarotzer“, und die Jäger, mit ihnen auch der „Tiervater Brehm“ in seinem „Tierleben“, bezeichnen die Milane deshalb als unedle Raubvögel. Recht logisch erscheint uns das nicht, denn die „edlen“ Raubvögel wurden doch eben erst wegen ihrer Art des Beutemachens als „Räuber“ verurteilt und verfolgt!

Inzwischen ist es vor unsern Augen und Ohren nicht ruhig geblieben. Von der Insel schallt dauernd das Gekreisch der jungen Reiher herüber, wenn die Alten mit Futter ankommen. Dann freuen sich wohl nicht nur die jungen Reiher, sondern auch unsere Milane, die selbst das noch schätzen, was an Fischabfällen von den Horsten herabfällt. Daß es oft nicht mehr appetitlich riecht, macht ihnen wenig aus; sie fressen auch Aas. Dabei müssen wir daran denken, daß alle Vögel einen schwachen Geruchssinn haben. Auch bei den Reihern und vielen Raubvögeln riecht es im Horst nicht gerade nach Rosen! Und von den aasfressenden Geiern wollen wir ganz schweigen! — An den Reiherküken mögen sich die Milane wohl in unbewachten Augenblicken vergreifen. Und mancher Milan lernt es, daß auf den Bauernhöfen der umliegenden Dörfer zu gewissen Zeiten Hühnerküken und junge Hühner umherlaufen, die nicht allzu schwer zu fassen sind. Dann kann selbst der schwache Milan dem Bauer oder Förster lästig werden.

Da kommt eben noch ein Milan über den Strom herangese-
gelt. Als ob er sich noch einmal von seiner besten Seite zei-
gen wollte, wiegt er sich in langsamem Kreisen im Winde.
Jetzt legt er sich mit lässigen Schlägen bald nach rechts, bald
nach links und kommt dabei immer näher. Wir erkennen ge-
nauer die düster rostbraune Oberseite. Der Kopf trägt, we-
nigstens an der Oberseite, an Wangen und Kehle, graue und
weißliche Töne. Von den braunen Deckfedern der Flügel
heben sich deutlich die schwarzen Schwungfedern ab. Die
schwarzen Längsstriche auf der rotbraunen Unterseite sind
freilich nur in der Nähe zu sehen. Jetzt läßt sich der Milan
wie im Spiel mit angelegten Flügeln bis fast auf die Wellen
herunterfallen; wieder erklingt das „Hiäh-hijijji!“, dann strebt
er mit fördernden Schlägen wieder aufwärts — ein schönes
Bild!

Es weckt in mir die Erinnerung an Sommertage im nördlichen
Thüringen in der Nähe des Kyffhäusers. Ich lag am Waldrande
und schaute einem Bussardpaar zu, das über den Feldern
kreiste, auf dem die Puppen standen. Merkwürdig! Waren
das nicht drei Vögel? Ich schaute mit dem Glase näher zu:
sieh da! der eine hat einen Gabelschwanz! Also ein Milan!
Aber an der helleren Färbung und an dem tiefen Schwanz-
ausschnitt erkenne ich den Rotmilan. Ich achte auf die
übrigen Kennzeichen. Er ist etwas größer als die Bussarde,
hat längere Flügel und längeren Schwanz mit tiefem Aus-
schnitt. An der Unterseite der Flügel erkenne ich auch deut-
lich einen weißen Fleck, das zweite wichtige Unterscheidungs-
merkmal gegenüber dem Schwarzmilan. Ein guter Flieger
ist auch er, der Rotmilan. Spielend und leicht kreist er mit
den Bussarden um die Wette. Ihnen gegenüber wirkt er mit
seinem tief gegabelten Schwanz und den leicht gewinkelten
Schwingen wirklich vornehm. Ich verstehe schon, warum er im
Volke meist irreführend als „Königsweihe“ bezeichnet wird.
Der Name steht selbst in Brehms „Tierleben“. Aber die Or-
nithologen möchten, daß diese Bezeichnung verschwindet. Als
„Weih“ werden ja vielfach, namentlich in Süddeutschland,

alle größeren Raubvögel bezeichnet. Friedrich Schiller war ein Schwabe, und darum singt sein Jäger: „Wie im Reich der Lüfte König ist der Weih“ und meint damit doch den Steinadler. Die Zoologen haben sich aber darauf geeinigt, eine wohl zu unterscheidende Gruppe von mittelgroßen Raubvögeln als Weihen zu bezeichnen; wir werden von der Rohrweihe Näheres hören. Die Milane gehören also nicht zu ihnen, und deshalb wollen wir auch die Bezeichnungen „Gabelweih“ und „Königsweih“ nicht verwenden.

Auch der Rotmilan liebt alten, hohen Baumbestand, ist aber nicht so ans Wasser gebunden wie sein dunklerer Verwandter. Dafür liebt er Felder und Wiesen und die Nähe menschlicher Siedlungen. Seine Nahrung ist ganz ähnlich, aber an die Stelle der Fische treten vor allem Mäuse. Auch er jagt gern anderen Raubvögeln die eben geschlagene Beute ab und siedelt deshalb oft in der Nähe vom Habicht oder vom Wanderfalken.

Die Nester beider Milanarten machen keinen sehr erfreulichen Eindruck. Die Milane lieben es, allerhand Lumpen, Papierfetzen und anderes unsauberes Material zum Ausbau des Horstes zu benutzen. Welcher Gegensatz zum Bussard, der ihn mit grünen Zweigen schmückt. Die Milane werden vielerorts mit großem Haß verfolgt. Das verdienen sie nicht. Ihr Schaden durch Fischräuberei und Übergriffe im Hühnerhof tritt zurück gegenüber dem, was sie uns durch Auflesen von Fröschen, Mäusen, Schnecken, Käfern und Würmern nützen. Außerdem sind sie an Zahl in letzter Zeit in vielen Gebieten, in denen sie sich früher häufig zeigten, stark zurückgegangen. Wir dürfen uns ungetrübt darüber freuen, wenn wir irgendwo die Gabelschwänze kreisen sehen!

Der braune Tod im Rohr

DIE ROHRWEIHE

Der Schilfwald hat viele Bewohner: Rohrsänger, Dommeln und Taucher, Bleßhühner, Lachmöwen und Wildenten! Wenn sie alle singen könnten wie die Rohrsänger, so würden auch die Schilf- und Rohrgürtel unserer Teiche und Seen widerhallen, wie unsere Gärten und Wälder vom Gesang der Singvögel im Frühjahr! Viele seiner Bewohner wohnen im Röhricht, so lange sie leben, andre vertrauen ihm wenigstens ihre Kinderstube an oder verbergen sich im Röhricht, so lange sie nicht fliegen können. Das ist zunächst die Zeit, ehe sie flügge werden, und dann die Zeit, in der sie als Erwachsene im Sommer oder Herbst „sich umziehen“ müssen, das heißt, wenn sie das schlichte Ruhekleid anlegen oder „mausern“. Hier im Schilfe finden sie reichliche Nahrung, hier sind sie geschützt vor brausenden Stürmen und aufgepeitschten Wellen, hier können ihnen weder Mensch noch Fuchs leicht zu nahe kommen. Auch vor Angriffen aus der Luft sind sie hier noch am besten gesichert. Der weiß-graue Fischadler ist sowieso nicht zu fürchten; er fängt keine Vögel. Der große Seeadler mit dem weißen Schwanz ist erstens selten und schlägt auch lieber auf freiem Wasser, und Wanderfalken schlagen nur in der Luft. Freilich bleibt noch der blitzschnelle Habicht, und vor allem heißt es aufpassen auf die besonderen Eierliebhaber, die Rohrweihen und die Krähen. Deshalb bedecken ja auch viele Wasservögel, wie die Taucher und die Bleßhühner, das Gelege, wenn Hunger oder Gefahr sie vom Neste vertreiben.

So wären sie hier im Schilfe recht geborgen, wenn — ja wenn „der braune Tod“ nicht wäre! Er kommt unversehens, wie ein brauner Schatten, dicht über und aus den Rohrhalmen, ohne daß man ihn von weitem kommen sähe! Er greift und zerstört das Gelege; er faßt die Nestlinge und schleppt sie fort; er überfällt die noch nicht völlig fluggewandten Jung-

vögel. Die braune Rohrweihe ist meist leichter als ein Bussard, aber ihre Fänge sind geeigneter zu raschem Zugriff („griffiger“), und ihre Schwinge sind schmaler und gewandter. Deshalb fliegt und fängt sie ohne Mühe auch im dichten Schilfe. Auch den Horst errichtet sie mitten im Schilfe, auf umgeknickten Stengeln oder auf Grasbülden, immer dicht über dem Wasser. Ihre Fänge sind zwar nicht so lang und scharf wie die des Habichts, aber doch stark genug, um selbst kleineren und schwachen Altvögeln gefährlich zu werden. Das schlimmste aber für alle Bewohner des Schilfes ist, daß der „braune Tod“ gemeinsam mit ihnen im Schilfwald nistet und brütet. Darin zeigt er sich als echte Weihe. Es brüten bei uns noch zwei andere Weihenarten, die Wiesenweihe und die Kornweihe. Aber sie sind weniger häufig und leben vor allem in Norddeutschland. Auch sie sind, im Gegensatz zu allen anderen bei uns nistenden Raubvögeln, Bodenbrüter. Das gilt auch für die dritte europäische Weihe, die bei uns nur auf dem Durchzug einkehrt, die Steppenweihe.

Nur im zeitigen Frühjahr, kurz nach ihrer Rückkehr aus der Winterherberge in Nord- und Mittelafrifa, halten sich die Rohrweihen nicht immer dicht über dem Schilfe auf. Dann kreisen sie, oft schon, wenn das Eis auf dem See eben geschmolzen ist, wie die Bussarde in den Lüften. Hoch steigen sie hinauf, kreisen umeinander und lassen sich von oben, oft mit richtigem Überschlagen, wieder herabwirbeln. Das sind die Balzflüge, in denen sich die Paare finden. Es ist nicht ganz leicht, Männchen und Weibchen zu unterscheiden. „Sie“ ist meist etwas größer, aber dieser Unterschied kann sich verwischen, wenn das Weibchen zufällig nicht sehr kräftig, „er“ dagegen besonders gut „durch den Winter gekommen“ ist. Auch die Farbe gibt nicht immer sicheren Anhalt. Das Kleid wechselt sehr oft mit grauen und weißen Tönen, wenn auch Braun immer vorherrscht. Am ehesten ist zu erkennen, daß die größeren Tiere, also die Weibchen, einen helleren Kopf besitzen. Dafür haben beim alten Männchen der Schwanz einen grauen Schimmer und die Flügel ein helleres Feld. Um

das zu erkennen, muß man freilich die Oberseite zu sehen bekommen.

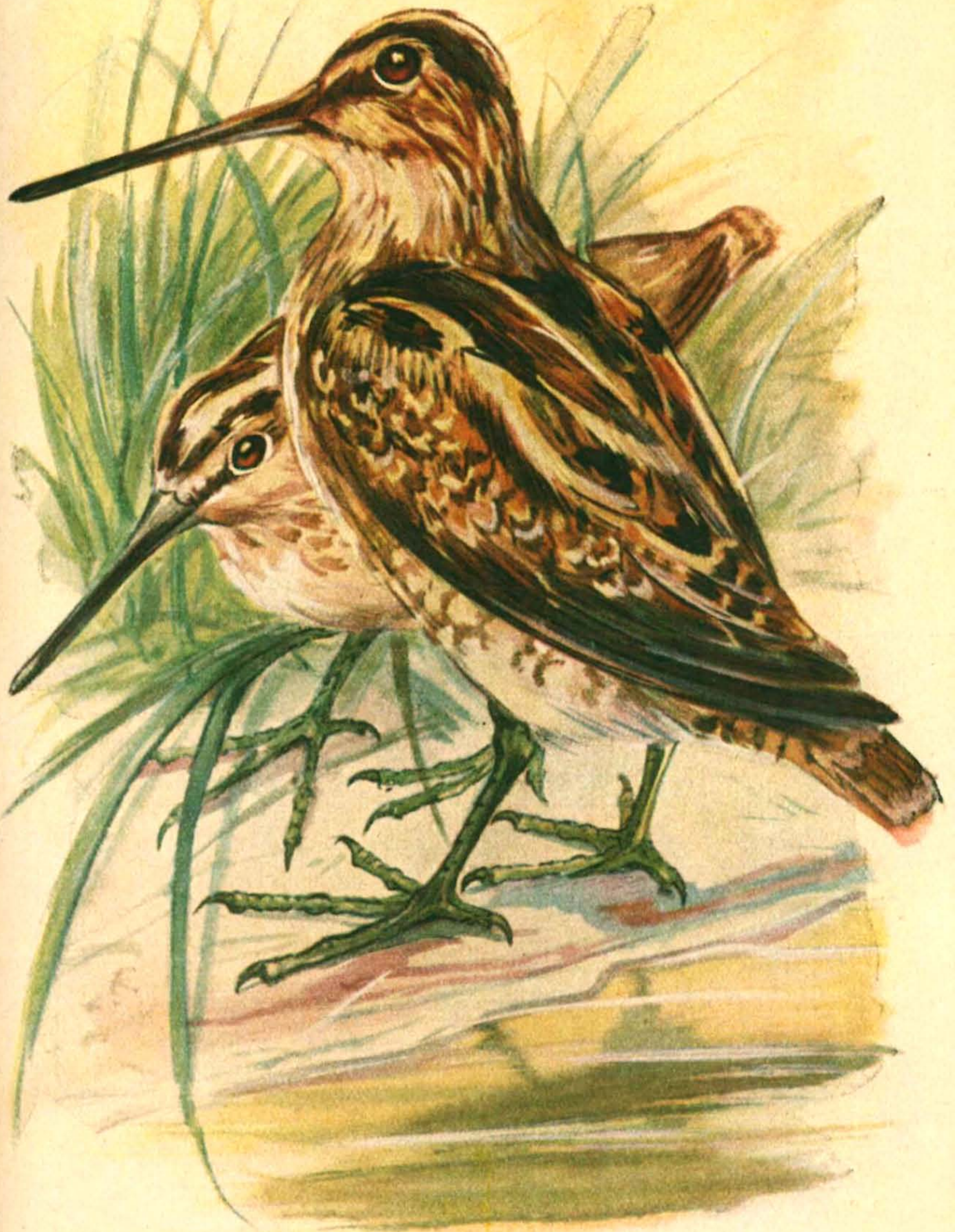
Gegen Ende April beginnen die Paare zu bauen; dennoch können ihre Balzflüge noch bis in den Juni hinein beobachtet werden. Sonst halten sich die Tiere meist dicht über dem aufsprießenden Schilfe auf und lassen sich möglichst wenig blicken. Aber während des Nestbaus kann man sie oft von weither Nestmaterial zutragen sehen und dadurch den Horststand leicht ausmachen. Doch liegt das Nest im allgemeinen recht versteckt an unzugänglichen Stellen. Beim Brüten und bei der Brutpflege sind die Rohrweihen nicht leicht zu beobachten. Es ist nur möglich, wenn man in unmittelbarer Nähe des Horstes ein Versteck aus Rohrhalmen aufbaut, von dem aus man das Geschehen am Horste im Auge behalten und photographieren kann. Das ist mehrfach gelungen. In Wort und Bild hat zum Beispiel Georg Hoffmann über solche Studien berichtet. Den Bau des Nestes konnte aber auch er nicht aus der Nähe beobachten. Die Rohrweihen sind so scheu, daß sie den Horstbau sofort aufgeben, wenn ein Mensch in die Nähe kommt. Erst wenn das Gelege schon im Nest liegt, kehren sie zurück, auch wenn sie für kurze Zeit einmal vertrieben wurden; aber der Bau des Ansitzes muß nur recht schnell geschehen.

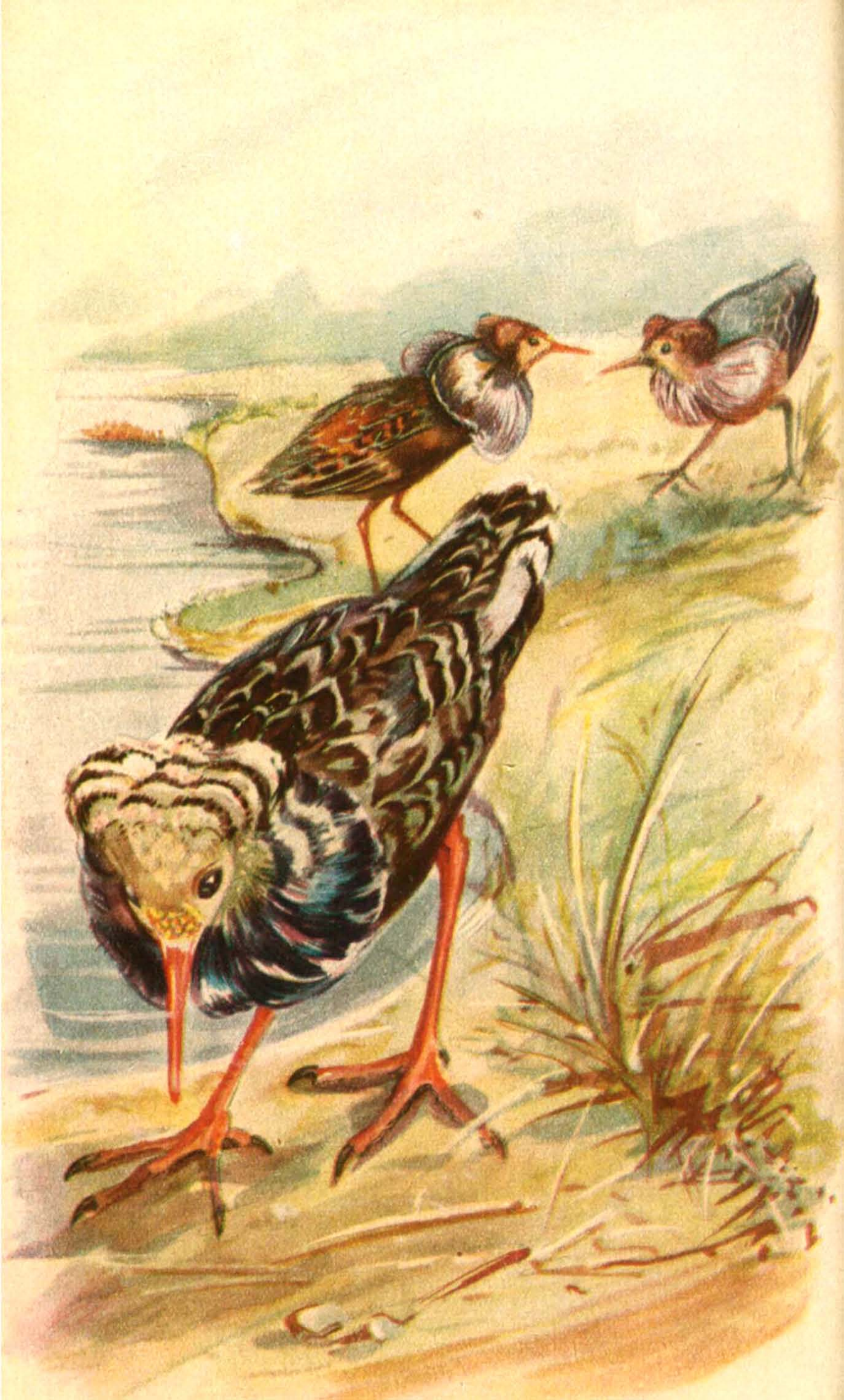
Wir wissen immerhin so viel vom Bau des Nestes, daß, wie bei allen Weihen, auch bei den Rohrweihen das Pärchen gemeinsam baut. Oft sind sogar die Männchen besonders eifrig. Ja, man hat festgestellt, daß Männchen, die kein Weibchen gefunden haben, gewissermaßen spielend ihrem Bautrieb folgen und „Spielnester“ bauen, die doch niemals von einem Weibchen bezogen werden. Das Weibchen baut nur so lange mit am Nest, bis es das erste Ei gelegt hat. Dann beginnt es sofort zu brüten, selbst wenn das Männchen noch weiteres Baumaterial herbeibringt. Die Fachleute sagen: „Der Bautrieb wird vom Bruttrieb abgelöst.“

Das müßte nicht so sein! Manche Vögel, zum Beispiel die Bleßhühner und die Haubentaucher, bauen noch weiter am Nest, während sie schon brüten.

Die Arbeitsteilung zwischen den beiden Ehepartnern wird in der nächsten Zeit immer deutlicher. Zunächst legt das Weibchen in Abständen von zwei oder sogar drei Tagen weitere Eier, bis das Gelege mit vier bis fünf, oft auch sechs Eiern vollzählig ist. Diese Arbeit könnte ihm nun freilich das Männchen nicht abnehmen. Aber es ist auffallend, daß das Weibchen vom ersten oder wenigstens zweiten Ei an brütet, und daß es dabei vom Männchen niemals abgelöst wird, wie es doch bei vielen andern Vögeln die Regel ist. Wir werden aus den Beobachtungen Hoffmanns lernen, daß das auch für das folgende Geschehen am Weihenhorst unter Umständen nicht gleichgültig ist!

Das Weibchen muß viel Geduld aufbringen; frühestens nach zweiunddreißig Tagen rührt sich im erstgelegten Ei das Junge. Das Weibchen verläßt in der Zeit den Horst nur wenig; das Männchen schleppt ihm genügend Futter herbei, das es ihm in der Nähe des Horstes übergibt oder auch aus dem Fluge abwirft. Wirklich gefüttert wird das Weibchen nicht. Die nächsten Jungen „fallen aus“, das heißt schlüpfen meist in den der Legezeit entsprechenden Abständen. Sie tragen ein gelbliches, kurzes Daunenkleid und können sofort sehen, sind also lange nicht so hilflos wie viele andere Junge, vor allem die der Höhlenbrüter. Das zeigt sich auch in ihrem Verhalten im Horste. Sie sehen sofort, wenn die Alten mit Futter erscheinen, reißen die Schnäbel auf und hacken nach den Bissen, die die Mutter ihnen reicht. Sie rempeln in der Zwischenzeit gern ihre Geschwister an, vor allem der Nestälteste ist darin groß. Er ist im allgemeinen ja auch der stärkste, denn er ist den andern mindestens zwei, den jüngsten sogar acht oder zehn Tage im Fressen voraus, nämlich fünf mal zwei Tage „Geburtsunterschied“! Und das macht bei dem Appetit, den junge Rohrweihen entwickeln können, viel aus. Die Eltern bekommen immer mehr zu tun, und nun beginnt die Zeit, daß sich die Rohrweihen zum Schrecken aller Bewohner des Schilfes entwickeln. Es ist nicht so sehr ihr eigener Hunger wie der der Nestlinge, der die Alten zu rücksichtslosen





Plünderern der Nester und zu Todesboten für viele Jungvögel werden läßt. Jetzt verdienen sie ihren Namen „der braune Tod“, das heißt, eigentlich doch nur das Männchen, denn nunmehr wird die Arbeitsteilung am Horste ganz streng eingehalten. Nur das Männchen schleppt heran, aber es ist darin unermüdlich. Eier, Frösche, Nestlinge, Jungvögel, ja sogar Junghäschen, aber auch Mäuse und Wasserratten werden seine Beute, werden dem Weibchen übergeben oder in der Nähe des Nestes abgeworfen. Jetzt hat der „Fütterungstrieb“ den „Bautrieb“ ausgelöscht.

Das Weibchen dagegen kümmert sich um die Nestlinge. Es deckt und wärmt sie, es „hudert“ sie bei kaltem und nassem Wetter, und vor allem füttert es sie. Die vom Männchen herangeschleppte Beute zerlegt es sorgsam in kleine Bissen und reicht sie den Jungen. Das geht nun freilich nicht so zu wie etwa bei uns am Mittagstisch, wo jeder sein Teil erhält und die Mutter gut aufpaßt, daß nicht einer dem andern alles wegschnappt, vor allem die guten Bissen. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Ältere, der mehr braucht, etwas mehr auf den Teller gelegt bekommt. Bei den Raubvögeln und vor allem bei den Weihen herrschen andere Tischsitten! Hier gilt wirklich die Regel: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr!“ Die Mutter verteilt ihre Gaben nicht der Reihe nach, sondern reicht sie dem, der am schnellsten zufaßt. Da geschieht es oft, daß der Stärkste, meist der Älteste, den Jüngeren fast alles wegfrisst, wenn er sich nicht einmal schon gar zu voll gestopft hat.

So ähnlich ging es auch an dem von Hoffmann beobachteten Horste zu und führte hier zu einem bösen Ende. Am 2. Juni war ein junger Rohrweih ausgefallen und ein zweites Ei von innen angepickt. Am nächsten Tage waren zwei Junge da und schon sehr lebendig! Das Älteste wollte auf den Nestrand flüchten, und schon geraten die beiden Kleinen, die sich noch kaum aufrecht halten konnten, gegeneinander. Erst nach weiteren drei Tagen war ein drittes Junges dazugekommen. Die Mutter suchte beim Herannahen des Beobachters an sein Ver-

steck stets das Weite und strich lange klagend über dem Horst, ehe sie wagte, sich in die Nähe des bedrohlichen Rohrhafens auf die Jungen und die beiden letzten Eier niederzulassen. Wie bei den Rohrweihen die Regel, erschien gleich darauf das Männchen mit Beute, und Frau Rohrweih verfütterte sie an nunmehr drei Junge, von denen die beiden Ältesten schon deutlich kräftiger waren als das dritte. Am 7. Juni war endlich das vierte geschlüpft. Aber mehr wurden es nicht, das fünfte Ei war faul! Es zeigte sich gleich, daß das Nesthäkchen schwach blieb und wohl nie den Rückstand aufholen würde. Offenbar waren ihm die älteren Geschwister an Größe und Rücksichtslosigkeit zu sehr überlegen.

Als der Beobachter an einem der nächsten Tage wiederkehrte, war der Unterschied noch deutlicher geworden. Außerdem schien unter den Geschwistern eine richtige Rauferei im Gange zu sein, obwohl auch die ältesten noch kaum auf den Beinen sitzen konnten. Vor allem der Stärkste hackte immer wieder darauf los, zunächst nach dem Lauf eines Junghasen, an dem er allein aber noch gar nichts loskriegen konnte. Dann aber erwischte er nacheinander erst einen Fang, dann einen Flügelstummel, dann die Bauchhaut seines jüngsten Geschwisterchens, das sich nicht wehren konnte und nur wimmerte. Beim Herankommen des Beobachters war keine Mutter aufgefliegen. Seltsam! Die Jungen hatten offenbar Hunger! Warum hatte sie die Beute nicht verfüttert? Sie erschien auch nicht wieder, so lange der Beobachter ansaß. Wohl aber kam das Männchen und lieferte zunächst eine Maus, dann eine Rohrammer im Neste ab. Die älteren Nestlinge bemühten sich vergeblich darum, und der Vater war offenbar ratlos. Warum kam denn das Weibchen nicht und fütterte, wie es sich gehörte? Konnte er ahnen, daß es schon seit gestern nicht weit vom Horste tot, vergiftet, im Wasser trieb, weil es von einem der gefährlichsten Brocken gefressen hatte, die der Jagdpächter gegen die Krähen ausgelegt hatte?

Die Nestlinge fühlten das Ausbleiben der Mutter zuerst. Ihr Hunger wurde immer stärker, und als erstes Opfer starb das

Nesthäkchen. Ob die immer wiederholten Schnabelhiebe des ältesten Bruders zu gut getroffen hatten, ob die eigne Schwäche zu groß war, jedenfalls lag es am nächsten Tage tot im Horste. Aber auch das Schicksal der übrigen Nestlinge war besiegelt. Was half es, daß das Männchen die Jungen in der Nacht vor dem Regen schützte, was half es, daß es Futter herbeischleppte? Den Trieb, die Beute auch an die immer verzweifelnder bittenden Jungen zu verfüttern, besaß es noch nicht von Generationen her, und das Umlernen geht bei Instinkten nicht schnell, jedenfalls nicht in einer oder in wenigen Generationen vor sich. Bei so wehrhaften Vögeln war bisher offenbar die Arbeitsteilung zwischen den Eltern wertvoller für die Erhaltung und Aufzucht der Jungen, als daß auch der Vater mitgefüttert hätte. Wenn ab und zu das Schwächste der Brut nicht aufkam, so war doch um so sicherer, daß die Starken rechtzeitig, nach spätestens sechsundfünfzig Tagen, voll flugfähig sein würden und kräftig genug, sich selbst weiterzuhelfen. Daß der Mensch mit Blei und Gift als stärkerer Feind dem Gelege die allein fütternde Mutter wegnehmen würde, das hatte es früher nicht gegeben.

Schon nach zwei Tagen waren im beobachteten Neste die Geschwister dem vorangegangenen Nesthäkchen gefolgt. Das Männchen hatte den Horst verlassen. Dem Jagdpächter mag es recht gewesen sein, daß eine Brut der von ihm so gehaßten „blutgierigen Räuber“ zugrundegegangen war. Der Mensch erwehrt sich eines Mitbewerbers um den Ertrag der Fisch- und Ententeiche. Aber der Raubvogel tut nichts, als einem Triebe zu folgen, der ihm von der Natur aus gegeben ist.

Die Rohrweihen sind durchaus nicht so häufig, wie man früher annahm, und halten sich außerhalb der Brutzeit auch vor allem an die reichlich vorhandenen Frösche, Mäuse, Ratten und Insekten. So wollen wir uns freuen, wenn wir hier und da noch dem wilden Räuber im braunen Kleide begegnen, wenn der „braune Tod im Rohre“ uns im Frühjahr seine Flugkünste über See und Rohr zeigt.

DER FLUSSREGENPFEIFER

Abermals ein Vöglein, dessen Name irreführen kann, der zierliche und — wenn du ihm nur vorsichtig nahst — so zutrauliche Flußregenpfeifer! Du kannst mit Sicherheit auf ihn rechnen an Kiesbänken mit blanken oder gelbgrün schimmern- den Rinnsalen dazwischen; das braucht aber durchaus nicht im Flußbett zu sein, auch nasse Kiesgruben genügen ihm, austrocknende Schlammbänke, ja selbst mit den wenig einladenden Halden der Braunkohlengruben begnügt er sich. Und daß er nur bei Regen pfeife? Nein, sein freundlicher Flötenpfeiff „Tiü!“ oder auch „Dia!“ oder wie man ihn sonst noch unvollkommen mit unseren Lautzeichen wiedergeben will, tönte mir jedenfalls auch bei gutem Wetter entgegen. Mag sein, daß er bei Regen häufiger zu hören ist, vielleicht fällt sein Ruf dann auch mehr auf. Er paßt jedenfalls in seinem etwas schwermütigen Klang recht gut zu einem Tage mit leisem, tröpfelndem Regen. Und verständlich wäre es auch, daß das kleine, knapp lerchen- große Vögelchen ihn bei Regen besonders gern ertönen ließe, denn dann wird er seine Lieblingsnahrung, allerhand Insekten, Würmer und Kleingetier, das in feuchtem Kies, Schlamm und selbst in den Rinnsalen lebt, besonders reichlich finden. Dann sind die kleinen Gesellen mit ihrem koketten schwarz-weißen Stirn- und Halsband jedenfalls besonders rege, und untereinander vertragen sie sich ja gut. Wahrscheinlich unterhalten sie sich dabei besonders eifrig mit ihresgleichen, sie halten „Klangföhlung“!

Aber nun wird es Zeit, daß wir uns den hübschen, munteren Burschen und seinen Lieblingsaufenthaltort, seinen „Biotop“, etwas näher ansehen. Er lebt auch dicht bei der Großstadt, aber nicht an ihren Flüssen, sondern vor den Toren, wenn auch nicht „am Brunnen vor dem Tore“! Der ist ja auch schon längst durch die bequemere und gesündere Wasserlei-

tung ersetzt worden. Am Westende von Leipzig, eigentlich schon auf der Flur des benachbarten Dorfes Schönau, liegt das „Hafengelände“. Hier entsteht der seit Jahrzehnten erstrebte Binnenhafen, der die Großstadt an das Kanalnetz des Mittellandkanals anschließen soll. Schon ist ein großes Becken ausgebaggert, an der Ostseite erhebt sich ein Teil der Kai-mauer, und schon stehen einige hochstöckige Lagerhäuser. Der anschließende Kanalteil ist bis zur früheren sächsischen Landesgrenze fertiggestellt. Der unheilvolle Krieg hat bisher den Bau der anschließenden Schleusentreppe zur schiffbar gemachten Saale verhindert. Er wird im Rahmen des Wiederaufbaus der Deutschen Demokratischen Republik erstehen.

Das Hafenbecken ist in den Flußschottern, die aus der Eiszeit stammen, bereits bis auf die darunterliegenden Schichten ausgebaggert. Das sind Sande und Tone der Braunkohlenzeit, in denen selbst schwache Braunkohlenflöze nicht fehlen. Darunter liegen ältere, teils tonige, teils felsige Schichten, über denen sich das Grundwasser sammelt. Bis auf kleine Rinnsale liegt hier das Hafenbecken zur Zeit noch trocken, und dieser teils kiesige, teils tonige Boden ist ein Lieblingsaufenthalt unserer Flußregenpfeifer.

Wenn nicht ihre Rufe wären, würden sie zwischen den buntfarbigen Geröllen gar nicht sehr auffallen. Dabei sind sie, wenn auch nicht bunt, so doch recht schmuck angezogen. Am schönsten sind das Köpfchen und der Hals. Von vorn fällt vor allem das weiße Band über dem schwarzen Schnäbelchen auf, das sich so gut von der schwarzen Binde darüber abhebt. Die Reihenfolge der Farben wiederholt sich an der Kehle: erst breit weiß, dann darunter ein schwarzes Halsband. Bei dem etwas größeren Verwandten, der an unserer Ostseeküste brütet, dem Sandregenpfeifer, ist es noch breiter und auffallender. Im übrigen ist die Oberseite gefärbt wie bräunlicher Sand, die Unterseite weiß. Flügel und Schwanz sind richtig braun.

Reizend sind die Regenpfeifer bei ihrem trippelnden Laufen, darin sind sich alle gleich. Den Rumpf halten sie waagrecht,

und es sieht fast aus, als ob sie über den Boden rollten, so schnell bewegen sich die kleinen, gelben Füßchen. Mit großen, wie Glasknöpfchen wirkenden Augen schauen sie uns, wenn wir uns ruhig verhalten, an. Dunkelbraun ist die Regenbogenhaut; aber ein schmaler, nackter Ring um das Auge leuchtet hellgelb! Fliegen können die Regenpfeifer natürlich auch, sogar recht gut. Schnell fliegen sie zwischen ihren verschiedenen Futterplätzen hin und her. Mit raschen Wendungen wissen sie sich einem Verfolger geschickt zu entziehen. Ich entsinne mich nicht, gesehen zu haben, daß ein Raubvogel ihnen gefährlich geworden wäre. Im Winter, wenn es friert und die Insekten und Würmer verschwinden, müssen sie wandern. Unsere Brutvögel ziehen an die Flüsse und Seen in Nord-, ja bis Mittelafrrika. Im Fluge ist übrigens auch ein weiterer Unterschied zwischen dem Fluß- und dem Sandregenpfeifer festzustellen. Der Sandregenpfeifer trägt eine auffallende weiße Binde auf den Flügeln, die dem Flußregenpfeifer fehlt. Im übrigen sind aber die beiden Arten leicht zu verwechseln, und außerhalb der Brutzeit kann sich auch der Sandregenpfeifer bei uns am gleichen Biotop einstellen.

Solche Biotope sind übrigens noch zwei recht abweichende Örtlichkeiten, die ebenfalls durch menschliche Tätigkeit entstanden sind. Das eine ist der austrocknende Schlamm in den städtischen Kläranlagen, das andere eine Schlackenhalde in einem Braunkohlenwerke. Und auch auf fast trockenem Lehm-boden einer Lache am Auenwaldrande sind in den letzten Jahrzehnten Gelege gefunden worden. Von einem Nest können wir kaum reden, wir finden im wesentlichen eine Mulde, die in den Sand oder Schlamm gedrückt wurde. Und dennoch wird diese von den Regenpfeifern genau so als „ihr Nest“ angesehen wie der geflochtene Kunstbau vom Rohrsänger. Das zeigen die überlieferten Handlungen, mit denen die Paarung und der Nestbau eingeleitet wird, die „Balzhandlungen“. Beim Balzen sind die Vögel freilich nicht leicht zu beobachten. Wer sie sehen will, muß vor allem genau zur rechten Zeit kommen! Das kann je nach dem Klima und

den örtlichen Bedingungen vom März bis April, ja bis in den Mai hinein sein, ja wohl auch noch später! Wir halten uns im Folgenden an den Bericht des holländischen Beobachters Sluittens. Ob die Flußregenpfeifer schon als zusammengehörendes Paar aus der Winterherberge bei uns eintreffen, ob „er“ oder „sie“ früher ankommt und wer das Brutgebiet aussucht, das ist noch nicht sicher bekannt. Hier wäre eine Aufgabe für angehende Ornithologen! Dazu müssen sie freilich zunächst die beiden Geschlechter gut unterscheiden lernen. Und das ist schon die erste Schwierigkeit! Im Brutkleid besteht der Unterschied nur darin, daß das Männchen einen etwas breiteren gelben Augenring und breitere schwarze Kopfbänder hat als das Weibchen.

Die beiden Vögel finden sich zu Paaren zusammen, indem sie „gegeneinander imponieren“. Dazu wird der Rumpf vornübergesenkt. Rücken- und Kopffedern werden gestäubt, der ausgebreitete Schwanz wird niedergedrückt, so daß die weißen Enden der Schwanzfedern sichtbar werden. Auch das schwarze Kopfband vergrößert sich merklich. Dabei erklingen Rufe wie „Quillquill-quill!“. Man kann auch „Tjitjitij!“ heraushören. Dieses Imponiergehabe ist eine Art Vorstellung. Bei Menschen würde man vielleicht von „Verlobung“ sprechen. Sicher dient es dazu, daß beide erkennen, sie gehören zur gleichen Art. Bei den Halsbandregenpfeifern sind zwar die Handlungen ähnlich, aber die Laute sind anders. Nunmehr wird ein bestimmtes „Revier“ innerhalb der Kiesschotter oder auf den Schlammhängen abgegrenzt, bei menschlichen Siedlern würden wir sagen: „Das Wohn- und Jagdgebiet wird abgesteckt“. Die Begrenzung geschieht durch fleißiges Singen der trillernden Balzstrophe „Dlidli dliüdlü, dliädliä ljüll . . .!“ und Verjagen der Mitbewerber. Darauf wird das Weibchen eingeladen, eine Wohnung zu beziehen. Das Männchen drückt vor dem Weibchen mit drehenden Bewegungen mehrere Mulden in den Sand, zwischen denen das Weibchen wählt. Währenddem zeigt das Männchen seine schönsten Gesangs- und Flugkünste. Es fliegt dicht über dem Boden und läßt sich

mit erhobenen Schwingen und langsamem Flügelschlag von einer Seite auf die andere fallen. Dazu erklingt der Balzgesang „Dlidli dliüdlü dliädliä ljüll!“ Auch zweisilbig als „Döui, döui“ wird er beschrieben. Wir Menschen möchten Handlungen gern mit menschlichen Begriffen wie „Höflichkeit“, „Verehrung“ und „Liebe“ vergleichen, aber es ist doch keineswegs dasselbe! Ich mache nur darauf aufmerksam, daß sich alle Regenpfeifer mit ganz geringen Abweichungen jedes Jahr und an verschiedenen Orten stets in der gleichen Weise benehmen. Bei den Menschen ist das nicht so, nicht in einem Volk, nicht in einer Stadt, nicht einmal in einer Familie.

Ein recht enges Verhältnis zwischen dem Paare zeigt sich auch beim Brüten. Frau Regenpfeifer richtet sich zunächst in dem gewählten Neste nach ihrer Weise „wohnlich“ ein. Das besteht darin, daß sie die Nestmulde gleichmäßig mit irgendwelchem Material aus der Umgebung auslegt. Das ist vielleicht eine bis zwei Zentimeter dicke Schicht kleiner Steinchen, ein andermal sind es Muschelschalen oder Holzspäne oder Halme, je nachdem, was sich bietet. Frühestens Ende April und spätestens Mitte Juli ist das Gelege mit vier Eiern vollzählig. Die Eier sind auf sandgelbem Grunde grau und dunkelbraun gefleckt, so daß sie wenig auffallen. Außerdem ist das eine Ende sehr spitz, so daß sie im ganzen an die Figur eines Kreisels erinnern. Die Bedeutung oder sagen wir besser, das Ergebnis? Dazu brauchten wir nur einmal vier Kreisel oder besser Eier ohne Kanten in einer flachen Schale ein wenig zu schütteln. Sie würden sich vermutlich alle im Kreise so anordnen, daß die spitzen Pole nach der Mitte zeigen, genau so, wie es im Regenpfeifernest die Regel ist. Die beiden Gatten brüten abwechselnd und lösen sich anscheinend recht häufig ab, mindestens aller zwei Stunden. Wer nicht brütet, steht oder sitzt derweil Wache. Naht Gefahr in Form eines Lebewesens, so sucht der Wachehaltende den vermeintlichen oder wirklichen Räuber dadurch vom Gelege wegzulocken, daß er sich lahmstellt und niederkuschelt. Wenn ihnen aber der Beobachter nichts tut, so gewöhnen sich die Flußregenpfeifer

bald an den neuen Nachbar und kehren vor seinen Augen auf das Gelege zurück. Sobald die Jungen freilich nach drei bis vier Wochen ausgeschlüpft sind, flüchten sie aus dem Neste und zerstreuen sich mit den Alten. Nach abermals drei Wochen verschwindet die ganze Gesellschaft von den Brutplätzen und sucht vermutlich nahrhaftere Gefilde auf, um sich Fettpolster anzufuttern für die große Reise. Im August oder September verlassen sie ihre deutsche Brutheimat und ziehen — meist über die Mittelmeerländer, wo ihre Verwandten zum Teil Standvögel sind, hinweg — nach Süden.

Gelegentlich brüten Flußregenpfeifer noch an kiesigen und schlammigen Ufern unserer größeren Flüsse und Ströme in der Nähe Leipzigs, zum Beispiel an der Mulde zwischen Wurzen und Eilenburg. Hier begegnen sie einem viel selteneren Bewohner kiesiger Auen, dem T r i e l oder D i c k f u ß, einem Verwandten der Watvögel und Möwen. Aber diese Brutplätze werden immer mehr eingeschränkt, weil wir es uns nicht leisten können, unsere Flüsse in unregelmäßigen Betten dahinströmen zu lassen. Der Flußregenpfeifer hat dagegen, wie wir erfahren, gelernt, sich mit Ersatzwohnstätten einzurichten, und wir dürfen wohl sicher sein, daß er aus unserer Fauna nicht so bald verschwinden wird.

DER KIEBITZ

Die frischgrünen Frühlingswiesen in der weiten Flußaue leuchten in der Aprilsonne, die durch die Wolken herabschaut. Breite, goldleuchtende Säume der Sumpfdotterblumen fassen die Wiesengräben ein, daneben steht in Sträußen beieinander oder einzeln verteilt blaßlila das Wiesenschaumkraut.

Über die grünen Flächen gaukeln und flattern schwarz-weiße Vögel! „Gieh, gieh wie giewitt!“ — Kiebitze! Sie sind auch im Flugbild nicht zu verkennen. Auffallend ist der Gegensatz zwischen der weißen Bauchseite und den schwarzen Flügeln mit den weißen, breiten Enden. Die Flügel haben eigentlich keine Spitzen; ihre Enden sind rund und beim Männchen sogar keulenförmig verbreitert. Sie werden beim Fluge nicht flach in einer Fläche ausgestreckt; es sieht aus, als seien sie geknickt. Am weißen Schwanz fällt die breite schwarze Binde auf. Der Größe nach könnte man an Tauben denken, aber der Flug ist ganz anders. So etwas Tolles an Flugkünsten! Mit zuckenden, schleudernden Flügelschlägen wirbeln sie in der Luft herum; leicht klettern sie hinauf, dann kommen sie mit ruckenden Flügeln wieder herab, oft bis dicht über den Boden, dann werfen sie sich von einer Seite auf die andere und „wucheln“ mit ihren breiten Flügelenden in der Luft, steigen gleich darauf schräg aufwärts, um sich wieder herabfallen zu lassen. Noch eben treiben sie übermütige „Kapriolen“ in der Luft. Gleich darauf sitzen sie ruhig am Boden.

Wir versuchen, näher heranzukommen. Da fährt plötzlich dicht vor uns ein Kiebitz auf, den wir noch nicht bemerkt hatten. Scharf klingt sein Warnruf: „Kiewitt!“ Die Kameraden antworten. Durch einen Weidenbusch gedeckt, können wir ihnen aber dann aus geringer Entfernung zusehen. Die Balz ist in vollem Gange! Eben fliegt wieder ein Männchen nicht allzu steil aufwärts. Wir meinen den Ruf „Kiuchi,

kiuchi!" herauszuhören. Dann geht es ein Stück waagrecht weiter mit „Wi-wi!“-Rufen, und gleich darauf stürzt der eifrige Liebhaber mit „Wiuchi, wiuchi!“ wieder herab. Dafür geht es jetzt am Boden weiter. Hier scheint allerhand los zu sein! Das sind ja sechs, nein acht Kiebitze, allerdings auf einer größeren Fläche.

Nun, am Erdboden können wir die Tierchen in aller Ruhe beobachten. Schmuck sehen sie aus! Am witzigsten wirkt die Federhaube auf dem Hinterkopf. Und die Burschen scheinen die Wirkung zu kennen. Immerfort stellen sie die acht bis zehn Zentimeter langen Federchen auf und legen sie wieder nieder. Dazu knicksen sie mit waagrecht gehaltenem Schnabel. — Wie das Rückengefieder in der Sonne aufblitzt! Oben metallisch grün, an den Schultern schimmert es purpurn, auf den Flügeldecken stahlblau! Der tiefschwarze Brustlatz setzt sich scharf gegen die weiße Bauchseite ab. Das erinnert an das schwarze Brustband bei den Regenpfeifern. Auch in der Kopfform zeigt sich die Verwandtschaft; die Stirn steigt steil über dem Schnabel auf.

Die Werbung des Männchens erfolgt in ähnlichen Formen wie bei den Regenpfeifern, und doch auch wieder anders. Vor dem Scharren der Nestmulde wippt das Männchen mit gesenktem Vorderkörper, dann tut es sich zum Scharren nieder und dreht eine Nestmulde. Dabei hebt es den Schwanz und hält die Flügelspitzen steil empor. Deutlich sieht man die weiße Schwanzwurzel gegen die schwarzen Steuerfedern! Wenn jetzt ein Weibchen sich nähert, wird es noch deutlicher eingeladen, das Nest zu benutzen. Das Männchen erhebt sich und bleibt vor dem Neste mit abgewandtem, gesenktem Kopfe und erhobenem Schwanz längere Zeit stehen. Dann geht es langsam vom Neste fort, pickt Hälmchen auf und schleudert sie rückwärts über die Schulter in der Richtung der Nestmulde. Das sieht ganz so aus, als wollte es dem Weibchen sagen: „So, jetzt habe ich das meine getan! Nun kannst du selbst weiterbauen!“ — Wenn das Weibchen die Einladung annimmt, beginnt es zunächst in der gleichen Form mit dem

„Schleudern“, dann läßt es sich zur Ablage des Eies nieder und verbaut das Nistmaterial zu einer mehr oder minder schönen Nestmulde. — Mit den kunstvollen Bauten der Schilfrohrsänger, mit dem wie gedrechselt aussehenden Moosbau des Buchfinken oder dem versteckten „Backofen“ der Wasserramsel freilich ist der Bau nicht zu vergleichen. Sind deshalb Kiebitz und andere Bodenbrüter „nachlässig“ oder weniger „kuntsinnig“? Ach nein, wir würden wieder in den Fehler verfallen, Handlungen der Tiere mit menschlichen Maßstäben zu messen. Beim Kiebitz liegen die Dinge eben anders. Kiebitze ziehen im allgemeinen nur eine einzige Jahresbrut auf. Wenn der Mensch aber die ersten Eier aus Eigennutz oder besser Leckerhaftigkeit wegnimmt, entschließt sich das Kiebitzweibchen zu einem Nachgelege von oft nur drei Eiern. Wie bei anderen Regenpfeifern sind die Eier durch ihre grünliche Grundfarbe und die reichliche Fleckung vor allem am stumpfen Ende recht gut „getarnt“. Durch ihre Form — das andere Ende ist sehr spitz zulaufend — liegen sie auch in einer flachen Mulde sicher genug. Das Weibchen schützt sie bei kaltem Wetter und bei Regen getreulich, verläßt das Gelege aber bei gutem, heißem Sonnenwetter öfters. Zum Unterschied von den Regenpfeifern beteiligt sich das Männchen kaum an der Brut. Es scheint sich auch um die Jungen kaum zu kümmern, die schon am zweiten Tage als echte Nestflüchter das Nest verlassen. Sie können sofort ausgezeichnet laufen und verstehen es noch besser, sich bei Gefahr geschickt zu „drücken“, indem sie sich unter Halmen oder Gebüsch dicht dem Boden anschmiegen. Mit ihrem bräunlich-grauen Daunenkleid mit den unregelmäßigen schwarzen Flecken fallen sie dann nur wenig auf. Alle diese Zusammenhänge erklären zur Genüge den einfachen Nestbau.

Man hat lange Zeit diese Eigenschaften der Brutpflege und der Färbung als „zweckmäßige“ Anpassung erklären wollen und tut es vielerorts noch. Aber das ist keine wirkliche Erklärung. Wenn wir Menschen etwas zu einem „Zweck“ tun, so wollen wir damit einen bestimmten Erfolg erreichen, den

wir voraussehen. In allen unseren Beobachtungen konnten wir aber niemals feststellen, daß die Vögel mit Überlegung und vorausdenkend handeln. Wir brauchen nur an das Verhalten des Männchens der Rohrweihe bei seinen hungernden Jungen zu denken. Vorausschauendes Denken beruht auf hohen geistigen Leistungen. Diese wären bei den meisten Tieren auch ganz überflüssig; zur Erhaltung und Weiterentwicklung der Tierarten genügen unbewußt bleibende Instinkthandlungen, wie sie sich im Laufe der Entwicklung unter Umwelteinflüssen in Jahrhunderttausenden und in ebenso vielen Generationen herausgebildet haben. In der Natur geschieht alles mit den einfachsten Mitteln; daran müssen wir stets denken, wenn wir Lebensvorgänge erklären wollen!

Kiebitze sind in Deutschland seltener geworden. Vielleicht gewöhnen sie sich nicht so leicht an die Nähe der Menschen, weil sie nicht so gesellig sind wie manche anderen Vögel. Vielleicht ist auch die allgemeine Senkung des Grundwasserspiegels und das damit zusammenhängende Austrocknen feuchter Wiesen schuld, das ja auch für den Rückgang des Wachtelkönigs bei uns verantwortlich gemacht wird. Der ist aber kein Regenpfeifervogel, sondern gehört zu den Rallen wie Teichhuhn und Wasserhuhn.

Kiebitzeier wurden früher auch bei uns, so wie jetzt noch in Holland, gewerbsmäßig vertrieben. Ich entsinne mich noch sehr wohl, daß im Frühjahr Kiebitzeier in den Städten als Delikatesse oder Leckerbissen angeboten und teuer bezahlt wurden. Ich kann nicht aus eigener Erfahrung berichten, ob Kiebitzeier wirklich so viel besser schmecken als frische Hühnereier, manche meinen, ihr Geschmack sei fad. Nahrhafter als Hühnereier sind sie keinesfalls.

Es ist deshalb zu begrüßen, daß das Sammeln von Kiebitzeiern zum Verkauf verboten worden ist. Dann wird es wohl auch wieder möglich werden, und ich möchte es möglichst vielen meiner Leser wünschen, daß sie die Kiebitze mit dem koketten Federschopf, dem gaukelnden Fluge und dem weit hin schallenden „Kiewitt, kiewitt!“ kennenlernen. Hier dür-

fen wir einmal „kiebitzen“, das heißt recht genau aufpassen, ohne selber beteiligt zu sein. Von unsern gewohnten Beobachtungsorten müssen wir uns freilich schon etwas entfernen, wenn wir den Kiebitz aufsuchen wollen. Wenn er auch feuchte Wiesen liebt und gern einmal ein Bad nimmt, so ist er doch kein eigentlicher Wasservogel. Beim herbstlichen Umherstreifen hält er sich sogar unter Umständen wochenlang auf trockenen Äckern auf, nämlich dann, wenn er hier seine Lieblingsnahrung findet: Käfer, Ohrwürmer, Mücken- und Fliegenlarven, auch Schnecken und Würmer. Gelegentlich nimmt er auch wohl Samen von niedrig wachsenden Pflanzen. Wir dürfen an den auf Feldern und Wegen wie eine Art Unkraut verbreiteten kriechenden Hahnenfuß, an den Vogelknöterich und an den Breitwegerich und an den Spitzwegerich denken.

DIE BEKASSINE

Meine Gedanken wandern . . . Bekassinen? — Wo war das doch, wo ich ihnen begegnet bin? Sie sind doch Bewohner großer, flacher Moorwiesen! Irgendwo und irgendwann einmal in Norddeutschland? — Vergeblich! — Bekassinen . . . ? Nein . . . „Himmelsziegen“! — Richtig, so nannte sie der prächtige Wirt im alten lieben Straßengasthof, dem Kretscham-Rothensehma, und es war also auch nicht in Norddeutschland, sondern hoch im oberen Erzgebirge, an einem der höchsten Vorkommen der Bekassinen oder Moorschneepfen! In der Erinnerung steigt der Kreis der Freunde von damals wieder auf; die tüchtige Wirtstochter Tosca Eberwein, ferner Kollegen aus dem Schuldienst, der Wirtsohn Guido Eberwein, Freund Ehrmann mit seiner jungen Frau, andere naturforschende Freunde und ich selber, die damals in schönen Pfingsttagen dort oben alte Verbundenheit mit den Bergen und ihrer Natur erneuerten. Da war eines Abends wiederum, wie so oft, das Gespräch auf seltene und seltsame Bewohner des Berglandes gekommen. Freund Ehrmann hatte von den unscheinbaren und doch so bezeichnenden Strudelwürmern in den Quellen des Fünferbachs berichtet. Wir hatten Bergpflanzen aus dem Zechengrunde bei Oberwiesenthal vorgewiesen, den Brandlattich und den Knotenfuß, den weißblühenden, stattlichen Berghahnenfuß und den blaublühenden Milchlattich. Zum Schluß zeigte ich eine Anzahl von Moorpflanzen, die ich vom Hochmoor der „Siebensäure“, einem der Quellmoore der Rothen Sehma, mit herübergebracht hatte. Die zierliche Rosmarinheide mit ihren schmalen Blättchen und den rosa Kugelglöckchen war dabei! . . . „Siebensäure?“ fragte auf einmal der alte Eberwein. „Haben Sie da auch die „Himmelsziege“ gesehen oder gehört?“ — Ich wußte wohl, daß er die Bekassine meinte und freute mich, eine Bestätigung ihres Vor-

kommens zu erhalten. Aber ich tat ihm den Gefallen und stellte mich unwissend, denn ich kannte seine Freude an allerhand alten Volkssagen.

Und nun erzählte er mit listigem Augenzwinkern, daß die Waldarbeiter und Bergbauern hier oben fest davon überzeugt seien, daß es auf den Mooren nicht geheuer sei. In der Abenddämmerung, manchmal auch am Tage, käme er aus der nebligen Luft über dem Moore heruntergefahren wie eine meckernde Ziege, der „Haberbock“, wie er von den Leuten auch genannt wurde. Es klänge wie „Whuwhuwhuwhu!“, als ob man dumpf „Huhuhuhu!“ rufe und dabei mit der Hand leicht auf den Mund schlage. Es müsse wohl so etwas wie ein Ziegenbock sein, namentlich aus der Ferne klinge es ganz genau so. — Ob er ihn denn nun selbst gesehen habe? — „Das gerade nicht“, meinte er zögernd, „wenigstens nicht den Ziegenbock.“ — Ob es denn nicht noch etwas anderes dabei zu sehen gäbe? — „O ja, da ist so 'n kleiner Vogel mit einem langen, dünnen Schnabel, etwas größer als eine Drossel; er läuft immer auf den großen Mooren herum und fliegt dort umher. Aber er meckert nicht! Wenn er auf dem Boden herumläuft, hört man immer nur ein ‚Tacke-tacke-tacke!‘ wie eine hölzerne Uhr.“ — „Und wie sehen denn diese kleinen Uhrmacher aus, haben sie ein buntes Federkleid?“ — „Nein, sie sind ganz unscheinbar. Die Oberseite ist dunkelbraun, nach hinten zu fast olivbraun. Und darauf tragen sie nur ein paar rostbraune Flecke und hinten am Rücken rostgelbliche Streifen. Aber das ist nicht so leicht zu sehen! Die Ludersch sind ja zu scheu. Wenn man sich vorsichtig heranzuschleichen sucht, dann fährt so ein kleiner Kerl plötzlich in die Luft, als ob er wild geworden wäre und ruft dazu „Ätsch-ätsch!“, als ob er sich über einen lustig machen wolle.“

Nun war kein Zweifel mehr, das waren Bekassinen! Alle Kennzeichen stimmten, und wir wußten ja auch schon, daß sie oben am Kamm auf dem Grenzhochmoor, dem „Kranichsee“, regelmäßig zu beobachten sind. Weshalb sollten nicht auch hier an der kleineren „Siebensäure“ Bekassinen leben und brüten?

Wir beschlossen also, ihnen einen Besuch abzustatten, und hatten auch Erfolg! Wir trafen die unscheinbaren und doch so merkwürdigen Vögelchen „zu Hause“ an. Als wir uns vorsichtig im Walde an den Rand der Moorfläche heranpirschten, die nur locker mit Birken und Moorkiefern bestanden war, hörten wir schon das leise „Tücke-tücke!“, und plötzlich fuhr vor uns einer der Vögel wie eine Rakete auf und rief uns dabei sein „Ätsch!“ zu. Rein sächsisch klang es allerdings nicht, man hätte auch „Ghä-igsch!“ dazu sagen können. Vielleicht war's ein Jungvogel, der im vergangenen Jahre in den Mooren der Rhön oder irgendwo in Norddeutschland geschlüpft war, oder er stammte gar aus Finnland, Schweden oder England! Ein brütendes Weibchen fanden wir nicht, wir versuchten es aber auch nicht ernstlich, um die Vögel nicht zu stören. Uns war es vor allem darum zu tun, daß uns das Männchen seinen Balzflug vorführte und wir das eigentümliche „Meckern“ wirklich einmal zu hören bekämen. Wir setzten uns also ruhig in ein Versteck, und lange brauchten wir auch nicht zu warten. Ein Männchen stieg mit zuckendem Fluge auf, dann beschrieb es in rund sechzig Metern Höhe mit flatternden Flügeln einen horizontalen Kreis. Plötzlich ließ es sich fallen, vielleicht zehn bis fünfzehn Meter. Und dabei ertönte das merkwürdige, dumpf brummende Geräusch, wie „Whuwhuwhu!“, ganz schnell gesprochen, zu uns herunter. Als „Meckern“ möchten wir es nicht bezeichnen, vielleicht klingt es aus der Ferne ähnlich? — Der Künstler produziert sich vor uns immer wieder. Nach jedem Abstürzen mit „Whuwhuwhu!“ erhebt er sich mit einigen Flügelschlägen in die alte Höhe und setzt nach kurzem Kreisen wieder zum Musizieren an. Wir können ihn mit dem Glase recht gut beobachten. Es ist ganz sicher, daß das Geräusch etwas mit dem Fluge zu tun hat. Es ertönt nur für einige Sekunden immer beim Abstürzen, und der Schnabel ist dabei nicht geöffnet! Wieder geht es „Whuwhuwhuwhu!“. Der Schwanz wird dabei weit gespreizt getragen wie ein Fächer. Er ist am Grunde braun, gegen außen gelblich mit einer dunklen Binde. Die Flügel werden nur halb geöffnet und unbeweg-

lich gehalten. Wir glaubten, nur ein rasches, kurzes Zucken der Schwungfedern erkennen zu können. Freund Paul Ehrmann erklärte uns, wie die Töne zustandekommen. Man hat eine Zeitlang daran herumrätseln müssen, bis die richtige Erklärung gefunden wurde. Mit Singen hat die Sache nichts zu tun. Überlegen wir einmal, wie vor allem Vögel Töne zum Klingen bringen! Im Tierreich gibt es vielerlei Musikanten, hervorragende Künstler und armselige Stümper, stimmungswaltige Sänger und bescheidene Fiedler. Auch an Bach und See haben wir schon verschiedene Beispiele kennengelernt. Der eine brüllt wie ein Ochse, der andere wetteifert mit den Fröschen. Auch die Instrumente sind recht verschieden. Meist ist es der Kehlkopf mit den Stimmbändern. Wir wollen uns aber dabei dessen erinnern, daß Säugetiere, auch die Menschen, mit dem Kehlkopf am oberen Ende der Luftröhre Töne hervorbringen, daß die Vögel aber noch einen zweiten Kehlkopf am unteren Ende der Luftröhre besitzen und daß bei ihnen dieser das Stimmwerkzeug ist. Einzelne Vögel freilich machen „Lärm“ auf andere Art. Die Störche klappern mit dem Schnabel, und die Spechte „trommeln“, indem sie einen dünnen Ast zu schwingender Bewegung bringen und den Schnabel dagegenhalten. Es gibt aber außer bei Säugetieren und Vögeln auch bei den Insekten ausgezeichnete Musikanten, das sind die Heuschrecken, Grillen und Laubschrecken. Wie diese musizieren, weiß wohl jeder? Man kann es ja in jedem Herbst an jedem Wiesenhang sehen, wie die Graspferde ihre Hinterbeine an den Flügeln entlanggeigen. Die Grillen, die wir vor ihren Löchern im Grase belauschen, machen es etwas anders. Sie streichen die eine Flügeldecke rechts-links über die andere. Dabei geraten die Flügelrippen an den feinen Zähnen einer Schrillkante ins Schwirren. Auch die großen Grünen Laubheuschrecken, die wir aber außer auf Bäumen auch im Getreide finden können, musizieren nur mit den Flügeln. Wie kommt es nun, daß wir bei diesen Bewegungen Töne hören? Irgendein Gegenstand schwingt hin und her. Die Schwingungen werden auf die Luft übertragen; die Schallschwingun-

gen rufen im Ohre Nervenreize und diese wieder im Gehirn Schallempfindungen hervor —, und nun erst hören wir „Schrillkantaten“ und Vogelgesang. Es gibt aber auch Fälle, in denen die Luft unmittelbar in Schwingungen versetzt wird. Das kann uns jeder „pfiffige“ Junge mit den Lippen vormachen, und auch das Klappern der Störche hat damit zu tun. Wir können es ja leicht nachahmen, wenn wir eine Schachtel rasch schließen oder aus Papier einen Klappschnabel falten und damit klappen. Könnt ihr es? Wenn nicht, fragt bei euren Freunden. Einer wird es euch bestimmt zeigen können!

Die Bekassinen aber haben noch eine andre Möglichkeit, Schwingungen hervorzurufen — fast hätte ich geschrieben „entdeckt“ —, das sind drei bis vier schwirrende Federn! Am Schwanz sind die äußeren Steuerfedern auf jeder Seite deutlich verschmälert und sehr starr und elastisch. Wenn sie stark gespreizt sind, geraten sie bei raschem Sturzflug in ein Schwirren, das wir als Brummen vernehmen. Durch das zuckende Schlagen der Handschwinge wird dieses Brummen in einzelne Stöße zerlegt. Wer das Bekassinenmännchen dabei beobachtet, der gewinnt den Eindruck, daß es den brummenden Ton ebenfalls hört und ganz triebmäßig hervorruft. Er „bedeutet“ bei den Bekassinen das Gleiche wie der schmelzende Klang der männlichen Stimme der Nachtigall oder das laute „Karrekarre-kiet!“ des Drosselrohrsängers oder die vielen verschiedenen Stimmäußerungen anderer Tiere, auch das Gebrüll des Rothirsches: „Achtung! Revier besetzt! Hier bin ich allein zuhaus!“ Wahrlich, ein merkwürdiges Balzgetön!

Ich sagte schon, daß die Bekassinen auch im Flachlande zu finden sind; nur weichen Boden verlangen sie, in dem sie mit ihrem Schnabel, dem „Stecher“, nach Würmern suchen können. In der äußeren Gestalt haben sie mit der größeren Waldschnepfe eine Ähnlichkeit, so daß der zweite deutsche Name, „Moorschnepfe“, eine gewisse Berechtigung hat. Der lange, weiche Schnabel deutet auf die gleiche Nahrung wie bei der Waldschnepfe. Ich kann mich immer, wenn ich ihn sehe, nicht völlig von der Befürchtung freimachen, das Tierchen müsse

beim Fliegen oder Fressen in Gefahr kommen, das empfindliche Werkzeug zu beschädigen! Der Oberschnabel ist so weich und so biegsam, daß sein Vorderende für sich allein ab gespreizt werden kann. Die Schnepfen haben damit ein Werkzeug, im weichen Boden und lockeren Laub oder Moos wie mit einer kleinen Greifzange, einer „Pinzette“, Würmer und Insekten zu fassen. Und wie finden sie die Beute im finsternen Boden? Die Haut des Schnabels ist dicht mit Sinnesorganen besetzt, die fühlen und wohl auch schmecken können. Wir müssen uns das nur recht vorzustellen versuchen! So ähnlich etwa ist es, wie wenn wir im Bache unter dem überhängenden Ufer nach Krebsen tasten!

Vielleicht habt ihr auch schon etwas vom „Schnepfenstrich“ gehört? Die Waldschnepfe fliegt im Frühjahr und später noch einmal im Herbst in der Dämmerstunde in ihrem Revier dicht über den Baumkronen, über Schneisen und Waldwegen immer hin und her, aber nur das Männchen! Und eure Vermutung ist richtig, dies ist sein Balzflug, und er entspricht dem Kreisen der Bekassine über dem Moor. Aber die Waldschnepfe schwirrt dabei nicht mit den Steuerfedern, sondern singt oder ruft wie andere Vögel auch. Ihr Rufen wird als „Püitzen“ oder „Murksen“ bezeichnet; die verschiedenen klingenden Rufe bedeuten vielleicht auch Geschlechtsunterschiede. Jedenfalls hat jede Vogelart eine andere Weise, sich als Inhaber eines Reviers oder als Ehemann bemerklich zu machen!

Gefiederte Prahlhänse

DER KAMPFLÄUFER

Ein toller Anblick muß es sein, eine Gesellschaft von Kampf-
läufern oder Kampfschnepfen bei ihren Balzspielen zu be-
obachten! Wir müssen uns dazu weite Wiesen in ebener Land-
schaft vorstellen, wie sie sich vor allem auf Moor- und Sand-
boden im Meeresklima gebildet haben. Darin finden sich hier
und da trocknere Stellen, an denen der Rasen schon von allein
nicht recht wachsen will. Solche Stellen sind im Brutgebiet der
Kampfläufer während des Frühlings und des Frühsommers
die bevorzugten „Kampfplätze“ der streitlustigen Männchen.
Vom Morgengrauen an sammeln sich hier auf verhältnismäßig
kleinen Plätzen, die aber in größerer Zahl beieinanderliegen,
viele größere Männchen und kleinere Weibchen der gesellig
lebenden Vögel. Die schlichteren Weibchen mit bräunlichem,
geflecktem Kleide sind etwa so groß wie eine Drossel. Sie
sind weder besonders auffallend gefärbt, noch benehmen sie
sich irgendwie merkwürdig. Um so mehr gilt das für die
Männchen, die man außerdem an ihrer Größe erkennt. Sie
sind wesentlich größer als eine Drossel; ich habe sie immer
gern mit hochbeinigen Zwerghühnern verglichen. Aber selbst-
verständlich haben sie keinen Hühnerschnabel und keine
Scharrkrallen. Sie gehören vielmehr zu den Schnepfenvögeln
und sind ziemlich hochbeinig; der Schnabel ist nicht länger
als der Kopf. Und nun zum Schnitt und zur Farbe ihres Klei-
des! Da ist sozusagen „alles dran“. Zunächst legen sich alle
Männchen im Frühjahr schöne, langfedrige Schulterkragen
oder Halskrausen zu, die sie aufrichten und spreizen können.
Im Genick tragen sie Kragenbüschel, die wie kleine Löffel ge-
formt sind. Das Gesicht ist wie mit Warzen besetzt, die gelb-
lich oder rötlichbraun sind. In dieser Hinsicht erinnern sie
von ferne an Hähne. Das Besondere aber ist, daß keiner der
kleinen Kampfhähne so gefärbt ist wie ein anderer. Auch un-

ser Farbbild kann von der Verschiedenheit der Kleider keine ausreichende Vorstellung geben. Vergeblich, wenn ich versuchen wollte, alle Möglichkeiten zu beschreiben. Es sind freilich nur die „Schmuckfedern“ an Kopf und Hals, in denen dieser „unerhörte Kleiderluxus“ — so würde man es bei uns Menschen nennen — getrieben wird. Der vordere Rücken und die Schwanzwurzel, der Bürzel, sind bei allen Männchen gleich, und zwar graubraun, und tragen dunkle Flecken. Der Bauch ist weiß, Flügel und Schwanz sind dunkel. Aber um so mehr gefallen sich die Männchen in den Unterschieden des Schmuckgefieders. Da hat der eine einen gelblichweißen Grundton, der andre einen fahlgelben, der andre zeigt ihn bräunlich, und noch ein anderer weist als Grundton ein metallisch glänzendes Blauschwarz auf. Dazu kommt das Muster, und da leistet sich nun jeder wieder seinen eigenen Geschmack. Wir finden Kritzelzeichnung, wellenartige Muster, wolkige Schatten und marmorähnliche Zeichnungen, die den Grundton heben, abschwächen oder mehr oder weniger verdecken. Der Anblick könnte den Neid jedes menschlichen Modenarren erregen. Aber er soll sich trösten. Vom Kampfäuferhorizont aus würde sich das ganz anders ansehen, falls es überhaupt einen solchen „Horizont“ gäbe. Denn kein Kampfäufer kann sich das Kleid, das er später einmal tragen wird, schon vor dem Schlüpfen irgendwie aussuchen. Auch die Mutter hat darauf nicht den geringsten Einfluß, etwa durch vorsichtige oder weniger vorsichtige Brut oder durch eine besonders ausgewählte Kost bei der Bildung der Eier. Wir haben auch nicht den geringsten Anhalt dafür, daß etwa Männchen mit schwarzem Kragen ähnlich gefärbte Nachkommen hätten. Das ist schon deswegen nicht nachzuprüfen, weil in der Paarung von Männchen und Weibchen nach der Sittenregel der Kampfäufer größte Freiheit herrscht. Die gesamte Gesellschaft bildet eine große Ehegemeinschaft, in der jede zu jedem gehört. Alles weitere, den Nestbau, die Eiablage, die Brut und das Betreuen der sehr selbständigen Jungen, macht dann jedes Weibchen für sich allein ab.

Auch die Vorbereitung zur Paarung, die Balz, ist eine gemeinschaftliche Angelegenheit. Hier gelten aber gewisse Spielregeln, und es kann keineswegs irgendeiner der Teilnehmer „aus der Reihe tanzen“. Doch ist das Ganze wirklich nicht viel mehr als ein Tanz und keinesfalls ein ernstlicher Kampf, wenn die kleinen Burschen sich auch noch so toll und ernsthaft gebärden. Zunächst rennt alles wild durcheinander. Dabei werden Körper, Kopf und Hals waagrecht gehalten, und die Halskrause wird gehörig gesträubt. Die Flügel werden leicht angehoben, fast als sollten die schönen Kleider ins rechte Licht gesetzt werden. Man trippelt hin und her, rennt nach vorn und wieder zurück und versucht, die Schönheit des eigenen Kleides von der besten Seite zu zeigen. Dabei geraten sehr bald zwei oder mehrere Männchen aneinander. Sofort beginnt ein wütend anzusehender Kampf. Die Männchen springen gegeneinander hoch, sie klatschen mit den Flügeln, sie treten sich mit den Füßen. Wild wehen die Federkragen, man hackt und beißt auf den Gegner ein und packt ihn an den Federn, am Kragen und an den Flügeln. Dabei fliegen gelegentlich Federn oder brechen, und die Kämpfer können dann ziemlich mitgenommen aussehen. Oft löst der Ausbruch eines Kampfes auch an den benachbarten engen Kampfplätzen Streitigkeiten aus. Dutzende von Männchen und mehrere Weibchen können an den Kampfplätzen beieinander sein, und der Rasen kann dann völlig niedergetreten werden und bleibt kurz. — Unerwartet, wie er begann, ist der Kampf zu Ende. Die Streithähne lassen voneinander ab; sie ordnen und legen das Gefieder, man besieht sich gewissermaßen den Schaden und stellt fest, daß eigentlich nichts passiert ist! Wozu die ganze Prahlerei? Jeder der wütenden Kämpfer behauptet den Platz, von dem aus der Streit begonnen wurde. Hier nimmt er nach einiger Zeit die „Balzstellung“ ein. Er knickt in die Fersen ein, spreizt das Schmuckgefieder, öffnet die Flügel, legt den Schwanz gefächert auf den Boden und beugt den Kopf nach vorn. Das dauert ein paar Sekunden, dann tritt Beruhigung ein. Die Starre löst sich in einer Art von krampfhaftem

Zucken. Dann schüttelt das Männchen sein Gefieder, läßt sich auf den Boden nieder oder steht eine Weile ruhig. Es fliegt wohl auch eine Weile im Bogen herum und steckt damit andere Männchen an. Wenn aber andere Kampffläuter am Platze einfallen, so ist das meist der Anlaß, daß der Spektakel von neuem beginnt.

Mir kommen die köstlichen Zeilen unsres Wilhelm Busch in Erinnerung, der dem Kampf zweier Gockel zusieht:

„Noch vor kurzem hab' ich selber
ein' Paar Gockeln zugesehn,
hier ein roter, da ein gelber,
die nicht gut zusammenstehn.
Plötzlich kommt es zum Skandale,
denn der Gelbe macht die Cour,
was dem Róten allemale
peinlich in die Seele fuhr.
Manche Feder aus dem Leder
reißen und zerschleißen sie,
und am Schlusse ruft ein jeder
triumphierend ‚Kikeriki!‘!“

Auf die Weibchen machen die Balztänze der Kampffläuter anscheinend ebensowenig Eindruck wie die Kämpfe der Gockel auf dem Hühnerhofe. Ab und zu tritt eines an irgendein Männchen wie schmeichelnd heran. Das beginnt dann zu trippeln und läßt sich nieder. Das Weibchen tut das gleiche, und die Paarung wird vollzogen. Der auserwählte Partner ist aber durchaus nicht immer derselbe! Die Scheinkämpfe oder Turniere können bis in den Juni dauern. Dann zerstreut sich die Gesellschaft. In der Mauser wird das schlichtere Ruhekleid angelegt; die Jungen sind Ende Juli ausgefiedert, und dann beginnt schon wieder der Zug. Er führt auch unsere Kampffläuter wie so viele andere Zugvögel nach Afrika. Bis nach Südafrika führt der Zugtrieb viele von denen, die bei uns gebrütet haben.

Leider ist die Zahl dieser eigentümlichen Kampfhähne in Deutschland an vielen ihrer alten Brutgebiete stark zurückgegangen, und mancherorts sind sie ganz verschwunden. Aber in der Nähe der Ostsee, in Mecklenburg, aber auch in verschiedenen Teilen der Mark ist noch immer Gelegenheit, sie an ihren Brutplätzen und vor allem an den Balzplätzen zu beobachten. Westlich der Unterelbe, im Weser- und Emsgebiet, sind sie noch immer nicht selten, und auf dem Zuge sind sie an geeigneten Stellen in ganz Deutschland, allerdings ohne den Balzschmuck der Männchen, zu beobachten.

Wenn wir in Gedanken noch einmal den Aufwand an Farben, die bunten Kleider der Männchen, die Tänze der Auerhähne und der Birkhähne, die Balzflüge der Milane und der Weihen, die Balzspiele der Kampfläufer überblicken – wozu das alles? Hier offenbart sich ein Grundzug, der in den Schmuckfarben der Stichlingsmännchen ebenso wiederkehrt wie im gezackten Kamm der Molchmännchen im Frühjahr und der prachtvollen Mähne der Mantelpaviane. Sie sind Ausdruck der Hoch-Zeiten in allen Reihen des Lebendigen, die Art fortzupflanzen und zu erhalten. Ist es nicht etwas Ähnliches selbst mit der Formenpracht und den bunten Farben unserer Blumen, die doch auch nur dazu dienen, die Vermehrung, das Entstehen einer neuen Generation zu sichern? Ja, auch der Mensch fühlt sich eingeschlossen in diesen Urtrieb der Natur: „Das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt!“

WIR LERNTEN KENNEN

aus der

ORDNUNG SPERLINGSVÖGEL, *Passeres*

Oberfamilie Singvögel, *Oscines*

Familie Finkenvögel, *Fringillidae*

Rohrhammer, *Emberiza schoeniclus* (L.) 70

Familie Stelzen, *Motacillidae*

Bergstelze, *Motacilla cinerea* Tunstall 22

Schafstelze, *Motacilla flava* (L.) 25

Bachstelze, *Motacilla alba* L. 25

Familie Schnäppervögel, *Muscicapidae*

Unterfamilie Grasmücken, *Sylviinae*

Drosselrohrsänger, *Acrocephalus arundinaceus* (L.) 65

Teichrohrsänger, *Acrocephalus scirpaceus* (Hermann) 69

Schilfrohrsänger, *Acrocephalus schoenobaenus* (L.) 69

Sumpfrohrsänger, *Acrocephalus palustris* (Bechstein) 69

Familie Wasseramseln, *Cinclidae*

Wasseramsel, *Cinclus cinclus* (L.) 7

ORDNUNG BIENENFRESSER, *Meropes*

Familie Bienenfresser, *Meropidae*

Bienenfresser, *Merops apiaster* L. 15

ORDNUNG EISVOGELARTIGE, *Halcyones*

Familie Eisvögel, *Alcedinidae*

Eisvogel, *Alcedo atthis* L. 15

ORDNUNG RACKENVÖGEL, *Coraciae*

Familie Echte Racken, *Coraciidae*

Blauracke, *Coracias garrulus* (L.) 15

ORDNUNG RAUBVÖGEL, *Accipitres*

Familie Falkenvögel, *Falconidae*

Rohrweihe, <i>Circus aeruginosus</i> (L.)	77
Kornweihe, <i>Circus cyaneus</i> (L.)	78
Wiesenweihe, <i>Circus pygargus</i> (L.)	78
Schwarzmilan, <i>Milvus migrans</i> (Boddaert)	71
Rotmilan, <i>Milvus milvus</i> (L.)	75

ORDNUNG SCHREITVÖGEL, *Gressores*

Familie Reiher, *Ardeidae*

Zwergrohrdommel, <i>Ixobrychus minutus</i> (L.)	63
Große Rohrdommel, <i>Botaurus stellaris</i> (L.)	58

ORDNUNG GÄNSEVÖGEL, *Anseres*

Familie Entenvögel, *Anatidae*

Stockente, <i>Anas platyrhynchos</i> L.	39
Schnatterente (Mittelente), <i>Anas strepera</i> L.	46
Krickente, <i>Anas crecca</i> L.	47
Knäkente, <i>Anas querquedula</i> L.	47
Tafelente, <i>Nyroca ferina</i> (L.)	46
Moorente, <i>Nyroca nyroca</i> (Güldenstädt)	47
Reiherente, <i>Nyroca fuligula</i> (L.)	49

ORDNUNG LAPPENTAUCHER, *Podicipedes*

Haubentaucher, <i>Podiceps cristatus</i> (L.)	50
Rothalstaucher, <i>Podiceps griseigena</i> (Boddaert)	56
Schwarzhalstaucher, <i>Podiceps nigricollis</i> (C. L. Brehm)	56
Ohrentaucher, <i>Podiceps auritus</i> (L.)	56
Zwergtaucher, <i>Podiceps ruficollis</i> (Pallas)	56

ORDNUNG WATVÖGEL UND MÖWEN, *Laro-Limicolae*

Familie Triele, *Burhinidae*

Triel, <i>Burhinus oedicnemus</i> (L.)	89
--	----

Familie Schnepfenvögel, *Charadriidae*

Kiebitz, <i>Vanellus vanellus</i> (L.)	90
Flußregenpfeifer, <i>Charadrius dubius</i> Scopoli	84
Sandregenpfeifer, <i>Charadrius hiaticula</i> L.	85
Kampfläufer, <i>Philomachus pugnax</i> (L.)	101
Waldschnepfe, <i>Scolopax rusticola</i> L.	99
Bekassine, Moorschnepfe, <i>Capella gallinago</i> (L.)	95

Familie Möwen, *Laridae*

Unterfamilie Seeschwalben, *Sterninae*

Trauerseeschwalbe, <i>Chlidonias nigra</i> (L.)	33
Flußseeschwalbe, <i>Sterna hirundo</i> L.	29

Unterfamilie Echte Möwen, *Larinae*

Lachmöwe, <i>Larus ridibundus</i> L.	28
--	----

ORDNUNG RALLEN, *Ralli*

Bleßhuhn, <i>Fulica atra</i> L.	34
Wasserralle, <i>Rallus aquaticus</i> L.	38
Tüpfelsumpfhuhn, <i>Porzana porzana</i> (L.)	38
Kleines Sumpfhuhn, <i>Porzana parva</i> (Scopoli)	38
Wachtelkönig, <i>Crex crex</i> (L.)	38

TAFELFOLGE

Nach Seite 16: Wasseramsel

Eisvogel

Nach Seite 32: Bergstelzen

Seeschwalbe und Lachmöwe

Bleßhühner

Stockenten

Nach Seite 48: Tafelenten

Haubentaucher

Rohrdommel

Rohrsänger

Nach Seite 64: Schwarzmilan

Rohrweihen

Regenpfeifer

Kiebitze

Nach Seite 80: Bekassinen

Kampfläufer

